VOM ALTAR IN DEN KRIEG: ROMAN AUS DER GEGENWART VON M. ANT. NIENDORF

Marc Anton Niendorf



Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
Für einen Monat		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.


Digitized by Google

Vom Altar in den Krieg.

Roman aus der Gegenwart

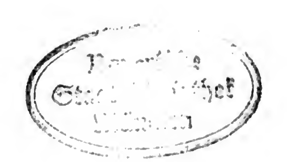
von

M. Ant. Niendorf.

Zweiter Band.



Berlin.
Wedekind & Schwieger.
1873.





1. Kapitel.

Die französische Avance.

Es kann nicht unsere Aufgabe hier sein, die Weltgeschichte des Jahres 1870 zu schreiben. Wir suchen von dieser breiten Heerstraße weit ab die anmuthigen Seitenpfade, die den Spezialblick in die socialen Einzelnheiten gewähren. Uebrigens wird dieser lebenden Generation der Eindruck der geschichtlichen Ereignisse des Juli dieses Jahres unvergeßlich sein. Die Einmüthigkeit des gesammten deutschen Volkes überstieg alle Erwartungen, alle alten Partei-Differenzen, alle territorialen Eifersüchteleien schwanden, in den erst jüngst annektirten Provinzen stieg kein nur entfernter Schatten auf, als sollte von dem alten Reichs-

erzfeinde jenseits des Rheins eine Wiederherstellung der früheren Zustände erwartet werden, der Süden Deutschlands hielt zum Norden, kurz, wie von einem Zauberschlage berührt stand ganz Deutschland einig da, wie noch niemals zuvor. — In allen deutschen Städten wurden die Kriegs- und Soldatenlieder hundert- und tausendfältig mit Lust gesungen. Die „Wacht am Rhein“ erscholl von jedem Leierkasten und selbst fünfjährige Knaben lallten singend den Refrain: „Lieb Vaterland magst ruhig sein.“ Die Figur des ausziehenden Soldaten ward die beliebteste Erscheinung auf jedem Theaterrepertoir und die einfach monumentalen Klänge des wiedererweckten Pariser Einzugsmarsches von 1815 brachten die stürmischsten Ovationen zu Wege. So dunkel und fraglich mit seiner Entscheidung auch der große Krieg zwischen den beiden gleich starken kriegsgerüsteten Nationen vor Aller Augen lag: halberwachsene Knaben entliefen den Schulen, versteckten sich in den Eisenbahnwagen, um mit in den Krieg zu ziehen, und aus der Ferne aller Länder eilten die deutschen Heerpflichtigen zu Tausenden herbei, um dem Vaterland ihren Arm anzubieten.

Im Laufe der nächsten vierzehn Tagen nach der

Kriegserklärung ward ganz Deutschland zu einem einzigen kriegerischen Waffenplatze. Die Eisenbahnen dienten nicht mehr dem friedlichen Verkehr, sie dampften und rauschten im ausschließlichen Dienst des Krieges, und aus den endlosen Wagenreihen blickten nur Truppen, Pferde und Kanonen, schollen die frohen Klänge und erhebenden Grüße der ausrückenden Vaterlandsvertheidiger.

Bis zum Anfang des August lag bei dem Schweigen aller Zeitungen über die Truppenbewegungen eine gewisse Schwüle der Erwartung auf der ganzen Nation. Man hielt Frankreich als den provozirenden Theil, für früher gerüstet; war doch Deutschland gewissermaßen meuchlings überfallen, der Vorsprung der Franzosen also in dieser Hinsicht höchst wahrscheinlich. Offiziell wurde geradezu ausgesprochen, daß es möglich sei, die Feinde würden vielleicht zunächst aggressiv in Deutschland einbrechen.

Diese Befürchtungen waren für die südlichen Theile des Rheines besonders schwer in die Wage fallend, mehr selbst als in der Pfalz und Rheinhessen, wo sich von Tag zu Tag die Ankunft der zahllosen Truppenmassen mehrte, weil die deutsche Armee Stellung zwischen Landau und Rastatt nahm;

weit leerer blieb dagegen der Distrikt von Saarbrücken bis Saarlouis.

In diesen armen Grenzdistrikten legten sich somit die Bewohner jeden Abend mit dem Gedanken schlafen, daß der feindliche Einfall mit dem Kanonendonner sie aus dem Schlaf wecken könnte. Furchtsame Familien flohen bereits landeinwärts, allein die einsame Bewohnerin der Emmersburg, die Baronin von Hellengau, sollte sie die Wirthschaft und das Gutseigenthum ihres Sohnes verlassen? Was konnte sie Anderes thun als aushalten! Hier gab's gar keine Wahl; nicht einmal ein gelernter Wirthschaftsinspektor war so rasch zu erlangen, hier galt es nur, die Pflicht des Tages zu erfüllen, so gut es ging. — Die Ernte war vor der Thür mit ihrem diesjährigen reichen Segen, die Witterung günstig. Von den Schnittern waren vier Mann abberufen zur Armee, der Rest blieb; es mußte geschafft werden, ob auch die Douaniers in Vorpostenplänkeleien an der Grenze knallten, ob die Reiterpatrouillen die Straßen dahinsprengten. Unvorhergesehene Arbeitshilfe fand sich in den entlassenen Grubenleuten, die allesammt frühere Landarbeiter, jetzt den ländlichen Verdienst mitnahmen.

Diese Pflichten des Ackerbaues sind ganz eigenartige, sie warten nicht, sie lassen sich nicht verschieben. Ein Etablissement, ein Geschäft kann stille stehen, auf einem Gutshofe aber will das Vieh wie gewöhnlich fressen, Alles will seine Wartung und Pflege haben, die schöne Gottesgabe der reifen Ernte verträgt die Säumniß der Stunde nicht. So steht stets der eherne Zeiger der Zeit vor dem Landmann und sagt: „das muß geschehen!" Und da ist kein Bedenken und kein Ueberlegen. Diese strengen Anforderungen der Pflicht helfen sicherlich oft dem Landmann über den schwersten Kummer und Gram hinweg: „Schau, Arbeit ist gut gegen Herzeleid!" weil sie dem nagenden Gedanken gar nicht Raum läßt . . .

Das ist eine wahrhafte „Pferdekur", aber was thut's? Sie hilft. — Die Baronin hatte ihren einzigen Sohn dahinziehen sehen, — sie wußte nicht, ob er wiederkehrte; sie sah unter dem politischen Zwist das Glück zweier Herzen zusammenbrechen, — durfte sie verzagen, ihren trostlosen Gedanken nachgrübeln, an die feindliche Invasion denken, die vor der Schwelle stand? . . . Stundenweisen Trost fand sie nur im Gebet und im Zuspruch des Geistlichen,

der sie jeden Morgen und Abend besuchte. „Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" Welch eine Fülle von Trost liegt in dieser Unterordnung unter einen weiseren Willen für ein weiches Frauengemüth!

Am 28. Juli sah man die ersten Chasseurs à cheval auf dem Hof. Das Piquet begnügte sich, auszukundschaften, daß das Dorf Emmerdingen unbesetzt von den Preußen sei, und sprengte alsbald wieder ostwärts, wo sich eine Stunde darauf lebhaftes Gewehrfeuer hören ließ. Es war dies das Vorpostengefecht von Völklingen an diesem Tage. Die wenigen preußischen Truppen, die damals hier versammelt waren, standen diesseits der Saar an der Eisenbahnlinie von Saarbrücken nach Trier, der Grenzstrich jenseits der Saar von etwa vier Meilen Breite, nach Lothringen zu, war verlassen, er bildete das Zwischenfeld der beiden Heere, denn die Franzosen wurden bei Forbach und Saint Avold von der Eisenbahn ausgeschifft und entfalteten sich von dort in ihrer Stellung. Gerade in diesem Terrain lag Emmerdingen, während in dem Herrenhause von Recueil schon ein französischer Reiteroberst sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Als aber am 2. August die berühmte Schlacht von Saarbrücken und die Einnahme dieser Stadt in Scene gesetzt wurde, da wurde auch Emmerdingen und der Gutshof von dem linken Flügel der französischen Corps überfluthet. Zahllose Bataillone entfalteten ihre Linien auf den Gutsfluren. Wie rasselten die Kanonen und Mitrailleusen im Galopp durch das Dorf! Alles mußte da wohl drunter und drüber gehen. Fern donnerten stundenlang die Kanonen und die Spannung der Truppen, die hier in Reserve standen, verrieth die ernste Entscheidung einer Schlacht. 40,000 Franzosen unter Frossard machten sich bekanntlich auf, um sich mit 3000 Mann vor Saarbrücken ernstlich schlagen zu wollen. Doch was wußten die Bewohner Emmerdingens von dem wahren Sachverhalt? Dem unmittelbaren Eindruck, den solche Truppenmassen erwecken, unterliegt jedes Gemüth, bang und angstvoll erwartete die Baronin in Gesellschaft ihres Pfarrers die unglückselige Kunde einer verlorenen großen Schlacht und die Sorge um das Schicksal des Vaterlandes preßten ihr Angstrufe aus der beklommenen Brust.

Gegen vier Uhr kam der Rapport von der glücklich vollendeten Einnahme von Saarbrücken, von

rauschenden Siegesrufen erscholl die Luft, die Bataillone rückten vorwärts mit jenem „Elan", von dem das weltberühmte Siegesbulletin spricht, als kämen sie nicht früh genug, um die Welt zu erobern. — Endlos rückten andere nach; — welch ein gewaltiges Heer! Der Baronin fielen dabei die Worte Theurings über Frankreichs Macht schwer auf's Herz, die er an jenem Sonntag fallen ließ; sollte diese mächtige Nation doch der deutschen überlegen sein? . . .

Aber Betrachtungen und Gedanken fanden da weder Raum noch Zeit, bald ward den guten Emmersburgern auch die andere Seite solcher Okkupation eindringlich vor die Augen geführt; mit dem Abend ließen sich verschiedene Regimenter häuslich hier nieder, die Bivouacs wurden auf dem Felde, auf dem Hofe, an allen Orten aufgeschlagen und die draußen auf dem Felde stehenden Garben bildeten ein treffliches Material, um Hütten damit aufzubauen, Feuer damit anzuzünden, Pferde zu füttern. Der Schäfer kam athemlos, zu verkündigen, wie die ganze Heerde für gute Prise erklärt und an die Kompagnien vertheilt werde. So briet

bereits am Abend der beste Theil derselben am Spieß, ein Opfer der Invasion!

Die Offiziere hatten sich im Herrenhause einquartirt, sie waren artig und liebenswürdig, ließen sich gut bedienen und trösteten die Wirthin auf solche Klagen mit dem bekannten: „c'est la guerre, Madame!“ versprechen ihr aber eine Bescheinigung über allen Verlust.

Am andern Morgen ward die Ueberraschung der Bewohner von Neuem geweckt, rings um die alten Burgmauern wirkten und schafften die Pioniere und Soldaten, indem sie Wälle und Befestigungen aufwarfen, andere schlugen Schießscharten in die Hofmauern und die Wände der Gebäude; der Burgberg war ein Vorberg, der sich in das Thal hineinstreckte und strategische Vortheile bot; die Franzosen zeichneten sich aber in diesem Kampfe von Anfang an darin aus, daß sie ihre eigene Unsicherheit und Feigheit hinter Graben und Wall zu decken suchten, wo es nur ging; wo es dann freilich nicht ging, flohen sie. Bald fuhren die Kanonen hinter den Wällen auf, drüben auf den Nebenhöhen sah man ebenfalls graben und bauen und zwar mit einer Eile, als ob jeden Moment eine Entscheidung ein-

treten könnte. Dennoch blieb's hier am 3. und 4. August ruhig. Regelmäßige Verpflegung kam an für die Truppen, und die Baronin schöpfte Hoffnung, ihre anderen Kühe im Stall zu behalten, nachdem ihr allerdings vier der besten geschlachtet worden waren. Im Pferdestall wurde auch mit Staunen entdeckt, daß sich plötzlich an der Stelle des trefflichen Reitpferdes ihres Sohnes ein alter dürrer brauner Gaul eingefunden, während die schöne Fuchsstute spurlos verschwunden blieb.

Die Einnahme von Saarbrücken wirkte bekanntlich sehr niederschlagend in ganz Deutschland, und doch scheint es uns, als habe die deutsche Kriegsleitung absichtlich diesen Einfall der Franzosen gewünscht, um diese von ihrer Operationsbasis Metz abzulocken und sie um so sicherer von Metz durch das Vorgehen der Südarmee, das ja am 4. und 6. August bei Weißenburg und Wörth so glänzend von Statten ging, abzuschneiden. Daß es nicht ganz so kam, lag zum Theil in der zügellosen Tapferkeit der deutschen Armeen und wahrscheinlich — man weiß heut noch nichts Sicheres — in des General von Steinmetz Versündigung gegen die obersten Armeedispositionen.

Schon am 5. fand die Gutsherrin die ganze Tafel der Offiziere beim Mittagstisch verstimmt und einsilbig und ernst. Der Geschützdonner des 4. August von dem 10 Meilen entfernten Weißenburg war nur als leises Schüttern der Luft gehört worden, aber die Nachricht vom Kampf kam den Offizieren von Bitsch sofort zu, natürlich lautete sie nur auf ein unentschiedenes Vorpostengefecht, doch daß der General Douay, ein Korpsbefehlhaber, dabei geblieben, wußten sehr bald sämmtliche Soldaten. — Die Befestigungsarbeiten wurden nach allen Seiten hin noch eifriger betrieben, von Westen her kam mehr Artillerie daher, andere Truppen schoben sich vor und andere zurück, — Alles wies auf entscheidende Vorgänge hin. Die Bewohner Emmerdingens flohen in die Wälder westwärts, andere bargen sich in die Kohlengruben; die Schrecken der Schlacht lagen gewitterhaft über dem Orte.

Am dritten Morgen 11 Uhr früh erhob sich dann der Kanonendonner von Saarbrücken her, unschlüssig und unruhig bewegten sich hier die Truppen hin und her. Einige Stunden peinlichster Erwartung vergingen; sollte die Gutsherrin, die ruhig mit einigen alten Leuten aushielt, noch den Kampf und

die Zerstörung des Gutes erleben, das zu einer förmlichen Festung umgewandelt war? Doch horch! Der Geschützdonner hallt stärker, er muß sich nähern, das ist wenigstens ein Zeichen, daß die Deutschen vorrücken! Die heftige Schlacht am Spichererberge wogte stundenlang östlich von Emmerdingen; hier standen die Franzosen Gewehr im Arm, marsch- und kampfbereit, aber verhielten sich still. Die Stimmung der Stunde war bang, unheimlich, nichts war zu sehen, wie sehr die Erwartung auch ausschaute; der Luftton erschien bläulichgrau durchwebt, nur nach Norden hin war er klarer; nach Südwesten hin, wohin man das weite Thal entlang bis zur Eisenbahnlinie von Forbach und St. Avold blicken konnte, schienen die Truppenmassen dichter und dichter zu werden, doch blieb es unmöglich, zu entdecken, ob sie vor- oder rückwärts dirigirt wurden. So fing sich an die Sonne zum Abend zu neigen, als, wie aus dem Boden hervorgezaubert, gegen sechs Uhr mit einem Male von der Angriffsfront, seitwärts von den Bergen, heftiges Tirailleurfeuer sich entwickelte. Die Ziegel stürzten vom Herrenhaus, die Fenster klirrten im oberen Stock. Ein unbeschreiblich wilder Anruf der Franzosen antwortete, es klang wie ein

Gemisch von Angst, Bestürzung und Wuth, dröhnendes Gewehrfeuer folgte endlos, Kanonendonner schlug mächtig dazwischen auf. Da antworteten auch schon die Geschütze von drüben und die Kugeln schlugen krachend in das Gebälk des Hauses.

Die Baronin lag auf den Knieen vor dem Kruzifix im Saal. Allein der Schrecken dauerte nicht lange; der Himmel war gnädig.

War's Befehl? War's Feigheit? Sahen sie die zahllosen Helmspitzen aus der Ferne blitzen? Waren es die Granaten, die über ihren Kopf daher sausten? Flugs räumten die Franzosen ihre ganze Vertheidigungslinie und stürzten rückwärts, der alte Verzweiflungsruf: „on nous trahit!“ erscholl, und damit war's vorbei.

Die preußische Infanterie stieg in gewaltigen Massen aus dem Thal herauf; endlos, ruhig, muthig, in geordneten Zügen kam sie daher. Einen verwundeten preußischen Offizier brachte man in das Herrenhaus, ein Dutzend Franzosen fand man an den Mauern und Wällen in ihrem Blute liegend. Das war Alles. Unaufhörlich füllten die Soldaten sich die Feldflaschen mit Wasser auf dem Hof und wanderten weiter, weiter.

Es war die ganze 13. Division, kräftige Westfalen, welche unter der Führung ihres Generals von Glümer bei Wehrden und Völklingen, zwei Meilen nordwestlich von Saarbrücken an der Eisenbahn nach Trier zu, über die Saar gegangen und von hier aus auf Forbach und St. Avold marschirten, um dem Feind den Rückzug nach dorthin abzuschneiden. Am Abend um 8 Uhr entspann sich noch ein Gefecht bei der Okkupation von Forbach; der Ort wurde genommen, großartige Vorräthe erbeutet und dem Korps Frossard war von Spicheren her seine Hauptrückzugslinie nach Metz abgeschnitten, was am anderen Morgen nicht zum kleinsten Theil dazu beitrug, das französische Heer gänzlich in regellose Flucht aufzulösen, da sonst aus der überaus günstigen Stellung der Franzosen bei Spicheren immer noch ein regelmäßiger Rückzug möglich gewesen wäre.

Von dieser Zeit an kehrte der Frieden und die Ruhe wieder in Emmerdingen ein, kein feindlicher Soldat betrat jemals wieder mit den Waffen in der Hand deutsches Gebiet. Anders aber sah es in Recueil aus, denn nun rückten die Deutschen in Frankreich ein.

2. Kapitel.

Kaiser Napoleon in Recueil.

Stolze Hoffnungen! Berauschende Illusionen, — wie rasch seid ihr verflogen! ... In Recueil lebte die Familie Theuring täglich in dieser Zeit unter aufregenden Erlebnissen, der Besuch hoher französischer Offiziere riß nicht ab, jedes Gespräch, jeder Blick und gleichsam auch jede äußere Erscheinung, die die Kriegsbewegung hier vor die Augen führte, sprach Muth, Sieghaftigkeit, strahlende „Gloire" aus. Alles — Feld, Wald, Himmel und Gegend nahmen den Luftton dieser Ueberzeugung an. Man nennt den Menschen mit Recht den Spiegel der Schöpfung, allein doch wirft dieser Spiegel nicht immer

die gleichen Bilder zurück, denn sie brechen sich zugleich durch das wunderliche Farben- und Gestaltenprisma unserer vorgefaßten Meinungen, Einbildungen, Wünsche und Hoffnungen; rückt dann endlich die Gewalt der Thatsachen das Bild nur ein wenig zurecht, dann ist die Täuschung groß und schmerzlich genug . . .

Was war der Sieg von Saarbrücken für eine stolze Waffenthat, wenn man die Pariser Zeitungen und die offiziellen Berichte darüber las — und wenn man ihnen glaubte? Der Kaiser war mit seinem Sohne selbst dabei gewesen. Am Tage vorher hatte zudem Se. Majestät in seiner Gnade des Hauses seines lothringischen Großindustriellen gedacht, der Kaiser war bei ihm abgestiegen, er kam mit dem Stabe, der mächtige Herrscher, der noch auf der Höhe seines Glückes stand, auf dessen Wort und Wink ganz Europa zwanzig Jahre lang gelauscht! . . . Theuring wußte noch einmal seine Herzensangelegenheit, die dringende Nothwendigkeit der Erwerbung des Gebiets von Saarbrücken mit seinen Kohlenschätzen dem Kaiser vorzustellen. Dieser verstand ihn wohl und nickte nur. Die eigenthümliche Apathie und Schwermuth verließ den Kaiser

schon damals nicht mehr; — sah er zuweilen jene Walkyren des Geschicks, die zwischen den widerstrebenden Wünschen des eigenmächtigen Willens, mitten durch die Einbildungen als geisterhafte, warnende Gestalten erschienen? . . .

Seine Träume namentlich schienen den dämonischen Mächten verfallen zu sein und die Aerzte hatten nichts als — Morphium dagegen anzuwenden. Die Blindheit schob das Alles auf körperliche Verstimmung. Sieben Millionen Plebiscitstimmen . . . ein Kaiser mit solchem Volksmandat! — Und war er nicht der unüberwindliche Sieger von Sebastopol, von Solferino, Magenta? Der Tag von Jena sollte also, mußte sich wiederholen, wie wär' Anderes möglich gewesen?

Und doch kam es anders, doch davon später. Der Kaiser nahm bei seinem Gastgeber das Diner ein. Es war eine glänzende Tafel, Recueil hatte eine solche Ehre noch nicht erlebt. Unter dem Kreis der dekorirten Generale und Adjutanten saßen als einzige Frauen Madame Theuring und Felice; Madame in gewähltestem Rosakleide nach modischem Ausschnitt, der ihre vollen Körperformen an Schulter, Hals und Busen vollwichtig ausstellten. Sie glich

der aufgeblühten Tulpe, die sich dem Sonnenstrahle rücksichtslos hingiebt, sie lächelte dabei so göttlich, so glückselig und sprach dazu ihr lothringisch-französisch so patent, daß den feinen Parisern stets ein himmlisches Lächeln bei jeder Antwort auf den Mienen stand.

Felice ging tief schwarz gekleidet, — keine Blume zierte ihr Haar, kein Stein, kein Gold ihren Anzug, ihr Kleid war so einfach, wie dasjenige einer Nonne. Wenn die Hoffnung eine so kurze flüchtige Zeit lang diesem heißen glühenden Herzen wieder geleuchtet, so war das alte Mißtrauen gegen das Geschick um so trostloser wieder Herr ihrer Stimmung geworden. Der Flor der tiefen Seelentrauer schwebte über ihrem Gesicht und doch lag dahinter die alte Energie ihres Charakters, wie ein grimmklag'nder Prometheus, der an den Felsen gefesselt! Je größer die Summe der geistigen Lebenspotenz, je riesiger erscheint die mit ihr ringende Kraft der Verneinung, sie spricht wie ein Sphynxräthsel aus solchen Augen und wer da in solchem Angesicht zu lesen versteht, ahnte die ganze schreckensvolle Tragödie der Verzweiflung und zerstörten Illusionen, die sich hier abspielte . . . —

Seltsam ist es, daß selbst oberflächliche leichtlebige Männer zu solchen Wesen sich zauberisch hingezogen fühlen, wie die Mücke zur versengenden Flamme; und Felice, zwischen zwei Adjutanten plazirt, einsilbig, niedergeschlagen, blaß, zog doch Aller Augen des Tisches auf sich, wenn ihre verschleierte Stimme erklang, die soviel Modulation und Biegsamkeit in dem tiefen Vibriren verrieth, wenn sie ihr dunkeles Auge so langsam und schwermüthig über die Wimper erhob. Unwillkürlich fesselte sie die Aufmerksamkeit des Kaisers, der sich sonst nur mit sichtbarer Anstrengung am Gespräch betheiligte und in weit andere Gedankenreihen zurückfiel. Er richtete an Theuring einige Fragen, welche Felicen betrafen, und dieser theilte ihm unverholen und mit offenbarem Triumphe mit, daß er erst jüngst die Verbindung seiner Tochter mit einem Preußen aus der Nachbarschaft habe lösen müssen, weil dieser, ein Franzosenfeind, als Soldat gegen Frankreich gezogen sei.

„Freiwillig?“ fragte der Kaiser.

„Nein, er war Landwehroffizier!“

„Armes Mädchen!“ murmelte der Kaiser und blickte wiederholt auf sie.

Als die Tafel aufgehoben war, wendete er sich zu Felicen und sagte: „Ich bedauere, mein Fräulein, Ihr Schicksal. Wir sind im Krieg mit Preußen, aber wir werden hoffentlich auch wieder Frieden bekommen."

„Bei diesem Krieg auf Tod und Leben, Majestät?" fragte Felice, traurig lächelnd.

„Wir werden Frieden haben, trösten Sie sich, schönes Kind!" entgegnete er voll Courtoisie und Herablassung. „Es wird noch Alles gut werden!"

Napoleon sprach dies leise, es klang wie ein Geheimniß und sicherlich waren es jene Gedanken, die sich später in dem Circular des Fürsten Bismarck vom 29. Juli offenbarten, worin es hieß: „Ich habe sogar Grund zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht sein würde, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter dem unbewaffneten Europa gegenüber vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen auf Grund der Benedettischen Vorschläge, auf Kosten Belgiens."

Von dieser Aeußerung des Kaisers mußte die

Stimmung des armen beklommenen Mädchenherzens in ihren tiefsten Tiefen erschüttert werden; eine weichere Seele hätte Thränen gefunden, bei ihr brach der Kontrast der sie überströmenden Gefühle wieder in jenes krankhafte Lachen aus, das wie ein jäher unheimlicher Geisterflug durch's Zimmer scholl und jedes Ohr unwillkürlich aufschreckte.

Der Kaiser richtete erstaunt seinen Blick hoch und trat zurück. Madame Theuring kreischte vor Bestürzung laut auf, und der Fabrikherr sandte seinen faltenvollsten Unwillenblick auf seine Tochter, während er sich entschuldigend zu seinem Gebieter wandte.

„Majestät, sie ist krank, das ist Krampfanfall, ich bitte für sie um Verzeihung!"

Felice aber, die ihr Gesicht in's Taschentuch geborgen, beherrschte sich augenblicklich und sagte mit der eigenthümlichen zum Herzen gehenden Modulation ihrer sonoren Stimme:

„O, Majestät! Mir stehen die Geschicke der Nationen, der Könige, wie des Einzelnen, zuweilen wie Geister vor Augen, und ich sehe statt alles Glanzes nur grausamen Hohn und gräßliche Ironie . . . Ich

lebe im Hader mit dem Weltall, Sie im Krieg mit Europa, Ihr Unglück wird kleiner sein, als meines! ..."

Sie wurde unterbrochen von ihrem Vater: „Was redet dieses Mädchen vou Unglück? Sie ist eine Wahnsinnige, Majestät! ... Sie werden Glück und Ruhm und Unsterblichkeit ernten!"

„Ich verstehe," winkte der Kaiser, der mit dem Eindruck der Worte kämpfte, den sie auf ihn gemacht hatten, „sie ist krank, sehr krank, — schonen Sie Ihre Tochter, Theuring!"

„Mein Wagen!" winkte er dem Adjutanten und zog die Uhr hervor. „Meine Zeit!" seufzte er, und nach kurzem Gruß flog er den Weg nach St. Avold dahin, die reitende Generalstabs-Cavalcade hinterher.

Theuring wüthete vergebens gegen seine Tochter; sie war stumm und starr, — hörte nichts, sah nichts, fühlte nichts; denn in gewissen Stimmungen ist das Herz unempfindlich — und jeder Beilhieb des Vorwurfs wird stumpf daran.

Felicens Aeußerungen stammten keineswegs aus einer übernatürlichen Divinationsgabe; das Medium ihrer Anschauung lag gleichsam wie ein Aroma in

der Luft. Der Instinkt der Völker spricht den klügsten politischen Kombinationen Hohn. Schon mit dem Ausbruch des Krieges fühlten die Deutschen, daß sie an Zahl überlegen und mächtiger und wehrhafter waren und ebenso ahnten die Franzosen ihre numerische Schwäche; das allein kann hinreichend ihre räthselhafte Zaghaftigkeit und offenkundige — Feigheit erklären. Der einstige Tag von Jena hatte in umgekehrter Weise dieselbe Ursache. Seit alter Zeit waren die brandenburgischen Truppen und diejenigen Friedrichs des Großen treffliche Soldaten gewesen, warum floh die Armee von 1806, die doch aus denselben Elementen bestand, von Jena bis Königsberg, mit einem einzigen Schlage aufgelöst? Der erste Napoleon wußte Preußen isolirt anzugreifen, er stand mit einer sieggewohnten Macht von 30 Millionen einem Staat von 6 Millionen gegenüber. Die Tendenzgeschichte hat andere Gründe gesucht, das Zopfthum der Offiziere, der Gamaschendienst sollten schuld gewesen sein; heut zu Tage weiß man wieder, was Disciplin und Ordnung zu bedeuten haben. Die Franzosen suchen gegenwärtig auch noch nach anderen Gründen, denn ein Sünden=

bock muß zum Trost der Menschheit zuletzt doch gefunden werden.

Am 5. früh kam die Donnerkunde von Weißenburg nach Recueil. Sie rüttelte blos erst am Gebäude der Hoffnungen, am 6. Abends, dem Tag vor Spichern, sah Recueil wirrige Dinge, — zurückfliehende Reiter, Verwundete, ganz Gesunde selbst ohne Waffen, einzeln, versprengt, — aber immer noch sah man geordnete Bivouaks einzelner Regimenter; allein am 7. früh — welche Verwirrung, welche Retirade! Da . . . die ersten preußischen Helmspitzen der Reiterpatrouillen — Kanonendonner in die Fliehenden — unbeschreibliche Flucht — Gefangennahme — und dann Preußen über Preußen selbst!

Solche Thatsachen werden endlich deutlich und handgreiflich. Recueil war als feindliches Grenzland okkupirt, und die Leiden des Krieges begannen für das arme Frankreich. Geplündert wurde in Recueil nicht, das fiel den Preußen nicht ein, aber der unabsehbare Durchmarsch eines solchen Heeres, die Lage des Ortes, fünf Meilen vor Metz, lassen alles Weitere erschließen. Vom Betrieb der Hütten

und Fabriken war keine Rede mehr, die Gebäude dienten höchstens zum Schutz für Pferde und Menschen bei Nacht und Regen, und alles brennbare und sonst zu benutzende Material fand seine rücksichtslose Verwendung.

3. Kapitel.

Schicksale eines in Straßburg Belagerten.

Theuring schickte seine Frau und Tochter auf dem Umwege über Köln und Brüssel nach Paris, denn dorthin verlangte gebieterisch seine Frau in dem unbestimmten Gefühl nach Sicherheit, möglicher Weise auch aus anderen Gründen. Felice aber widerstrebte heftig, sie wollte in Deutschland bleiben; doch der Vater begehrte heftig auf. — Wie der Spieler immer mit neuem Einsatz sein Glück zurück zu erobern glaubt, so handelten, glaubten und dachten ja alle Franzosen; das Geschick schien sie mit Blindheit geschlagen zu haben. Die Tochter mußte dem Gebot des Vaters folgen. Er selbst sah

sich hier gehemmt, und konnte nicht mitansehen, wie die Deutschen in ihrer unvergleichlichen Souverainetät auf seinem Besitze schalteten, er überließ einem Prokuristen dieses Zusehen hier und eilte auf Umwegen nach Straßburg, weil er einige bedeutende Forderungen für Lieferungen dort von der Staatskasse zu erheben hatte.

Als er in dieser Stadt anlangte, fand er überall große Aufregung. In unbeschreiblicher Verwirrung stauten sich die Reste des Mac Mahon'schen Korps, welche nach hierher von der Schlappe bei Wörth geworfen waren, in den Straßen, an den Thoren. In der Stadt herrschte die fieberhafteste Eile in der Vorbereitung zur Wehrhaftmachung der Festung, sie nahm die Civil- und Militair-Behörden gänzlich in Anspruch. Theuring drang mit seinem Anliegen unter den vielen Hindernissen langsam vor, er wurde vertröstet, mußte warten. Aber sieh da! im Umsehen waren die flinken Deutschen auch vor Straßburg, schon am 11. August meldeten sie ihre Begrüßung durch Kanonendonner an, und enger und enger schloß sich der gewaltige Heerleib um die alte deutsche Stadt. Als Theuring endlich seine Zah-

lungen von der Bank erhoben hatte, war ihm der Rückweg verschlossen.

Die schweren Tage der Belagerung begannen, das Geschütz dröhnte von beiden Seiten Tag und Nacht. Aber auch in Straßburg verlor man die Hoffnung nicht, jeden Tag glaubte man an Entsatz, die Gerüchte vom Siege der Franzosen bei Metz nahmen täglich andere Gestalten an, nur die richtige nicht; vom Süden, von Lyon her sollten zahllose Truppen im Anmarsch sein u. s. w. Der Glaube an die Möglichkeit einer Einnahme der Stadt durfte nicht aufkommen, das erforderte schon die politische Klugheit. Am 2. September, wo Uhrich ausfiel, sollte der Kaiser mit Bazaine und Mac Mahon schon längst von Nancy her anrücken. Theuring versuchte vergebens, den Ausfalltruppen folgend, aus der Festung zu entkommen. Als die Truppen zurückgeschlagen worden waren, ward auch er mit dem Strom der Fliehenden zurück in die Festung gedrängt.

Indessen entwickelte sich die Weltgeschichte weiter; die blutigen Tage des 14. — 18. August schlossen Bazaine in Metz ein, der glänzende Tag von Sedan machte den Kaiser zum Gefangenen und die Pro-

klamation der Verzweiflungsrepublik ging zum Unheil des ärmsten aller Länder in Paris vor sich. Vor Straßburg brüllten indeß über 200 schwere Kanonen und warfen schon ihre Kugeln in die Stadt. Ehe nach Aushebung der dritten Parallele das Breschеschießen Seitens der Belagerer begonnen wurde, gestattete der Commandeur des Belagerungs-Corps, daß auf Bitten der Stadt von Weibern, Greisen und Kindern die Festung verlassen konnte, wer da wollte.

Theuring nahm diese Gelegenheit wahr, er verkleidete sich ärmlich in Linnenkleid und Blouse, wie ein elsässischer Bauer, band seine Banknoten und sein Geld sich um den Leib, nahm eine möglichst mühselige Haltung an und wanderte mit unter dem endlosen Troß, der sich zu den südlichen Thoren der Stadt hinaus begab. — Ein jammervoller Anblick! . . . Hier verhungerte Rosse vor dem hoch mit Sachen bepackten Leiterwagen, der von den entkräfteten Thieren nicht mehr von der Stelle gebracht wurde, ein Rudel zerlumpter Männer und Frauen um ihn herum, die ihn weiterschieben helfen wollten, während der Fuhrmann auf die Thiere hieb, bis sie stürzten! — Jammernde Frauen, irrende Kinder,

ein Drängen und Treiben ohne Ende und dann festgefahrene Wagenzüge, die nur die am Weg haltende energische preußische Landwehrkompagnie wieder in Fluß bringen konnten! Groß ist das Elend des Krieges; wehe dem, der die Verantwortung zu solchem Schrecknisse trägt!

Unter unsäglichen Hindernissen kam Theuring endlich bis außerhalb des Festungsrayons; schon schöpfte er leichter frischen Athem unter der Hoffnung, endlich erlöst zu sein. Unwillkürlich schritt er, der niemals in seinem Leben sich der Verstellung hinzugeben Veranlassung gehabt, kühner und aufrechter dahin, als er die Festungsmauer hinter sich und die Chaine der Soldaten sich breiter öffnen sah. Allein die Landwehrmänner, welche als Wache standen, hatten ihre eigenthümliche Instruktion; plötzlich faßte ihn der Gefreite des Postens auf den Rücken, nahm ihm den Hut ab, griff in sein greises Haar, als wenn er prüfen wollte, ob das nicht eine künstliche Haartour sei. Und er sagte:

„Nun, Landsmann, Du siehst mir auch nicht ganz wie ein hilfloser Greis aus!" Fein und manierlich war das nicht; man konnte auch solches von einem biederen Landwehrmann nicht verlangen, der

ohnehin die Instruktion bekommen hatte, darauf zu sehen, daß nur wehrlose Greise, Frauen und Kinder die Festung verlassen sollten.

Theuring stolz und herrschsüchtig, trat zurück, seine Miene nahm, unzeitig genug, ihre gewohnte Befehlsform an und er erwiderte finster: „Laßt mich gehen, was geht's Euch an?"

„Hoho, was mich das angeht?" bellte Jener ebenso barsch darwider. „Er scheint mir ein sauberer Bauer; he? Sein Gesicht kann keine zwei Tage lang den Sonnenbrand dieses Sommers ausgehalten haben und die Sprache klingt mir städtisch." Dabei musterte der Landwehrmann den Fabrikherrn immer durchdringender mit seinem Auge.

„Laßt mich geh'n, ich thue Niemandem Etwas, bin ein armer, alter Bürger!"

„Nichts da! Ihr müßt mit zum Bataillonschef!" bestimmte der Soldat.

Theuring stutzte, was war da zu machen? Unglücklicher Weise wollte er Etwas thun, er griff in die Tasche und versuchte dem Soldaten unbemerkt zwei Napoleonsd'or zuzustecken mit der Bitte, ihn doch seines Wegs ziehen zu lassen. Allein der biedere Landwehrmann war von anderem Schrot und

Korn, dies Anerbieten weckte nur stärker seinen Verdacht. Der Fabrikherr wurde in strenge Obhut genommen, bis die Ablösung kam, dann führte man ihn zur Hauptwache vor den Bataillonskommandeur, wo man schließlich die bedeutende Geldsumme von 130,000 Francs bei ihm fand. Unglücklicher Weise wurden gar bei ihm einige französische Briefe gefunden, die er aus Straßburg mit herausgebracht. — Der Offizier, dem die fremde Sprache nicht geläufig war, nahm sich keine Zeit, sie zu studiren. Das gab dem Argwohn die allerschlimmste Nahrung, man sprach von Emissairen, republikanischen Aufwieglern und dergleichen. Theuring mußte sich endlich entschließen, aufrichtig die Wahrheit zu sagen, daß er ein lothringischer Industrieller und sogar theilweis preußischer Staatsbürger sei, der sein Guthaben aus Straßburg erhoben und nun in die Heimath wolle. Das war sehr schön gesagt, allein der Kriegsmann ist bei zweierlei Aussagen in Feindesland überhaupt sehr ungläubig; und wenn sich die eine als falsch erwiesen, da ist's vorbei. — Theuring blieb Gefangener und wurde nach vielen langen unheimlichen Stunden des Wartens noch in der Nacht mit allen seinen Effekten in's Hauptquartier abge-

führt. Das war für den Greis kein leichter Weg, vom Süden der Festung in weiten Bogen herum nach dem Norden, bis nach Schiltigheim und Mundolsheim.

Was der Gefangene hier sah von meilenweit aufgewühlter Erde, von Wällen mit Geschützen, Verhauen, Zeltlagern, Soldaten, Fuhrwerken und dem ganzen imposanten Lagerleben, können wir hier nur flüchtig berühren. Sicherlich wäre es auch für ihn interessanter gewesen, denn rüstig, fröhlich lachend, singend trotz aller Geschäftigkeit scholl dies Treiben ihm entgegen, — ein ganz entgegengesetztes Bild jener Bedrängniß und Verzweiflung, wie er sie in Straßburg gesehen, — wenn er sich selbst nur in einer besseren Lage befunden hätte! Indessen nahm mitten in der Nacht das angesagte Bombardement mit seiner Donnermusik den Anfang. Wie das dröhnte, brummte, zischte, knallte, knatterte! Die Bomben sausten mit einem dem Rollen des Wagens ähnlichen Geräusch durch die Luft, in dem blaßgrauen Nachthimmel sichtbar bei ihrem Fluge, denn der glühende Zunder strich als Feuerstreif wie ein Meteor dahin, um jenseits hinter den Festungsmauern in der Stadt nieder zu schießen! — Und

nicht lange dauerte es, da stieg die drohende Flammengarbe des Stadtbrandes mit schwarzem Gewölk durchzogen unter dem Schein der aufgehenden Sonne zum Himmel empor!

Als man gegen acht Uhr früh endlich das Hauptquartier erreichte, war die Dorfstraße, welche südlich Aussicht nach Straßburg bot, gefüllt von Offizieren und Soldaten, welche dem Schauspiel der brennenden Stadt zusahen. Ein gewählter Kreis von reich mit Orden dekorirten Militärs prüfte aufmerksam mit dem Fernrohr vor dem Auge die Situation.

Plötzlich — war es ein Wunder? — Wer war der gemeine Soldat, der da langsam vor Theuring herstrich? Den Gang mußte er kennen; da kam er ihm nah, sah ihm ins Gesicht und er griff hastig dem Infanteristen an die Schulter, indem er sagte:

„Weinhold! Steiger Weinhold, welch ein Glück, daß ich hier Euch treffe!“

Aber der Angeredete, unzweifelhafte Weinhold, sah den Fabrikherrn von oben bis unten an, machte ein gar seltsames Gesicht des sprechendsten Zwiespalts. „Ach, dummes Zeug!“ brummte er, trat zurück, wandte sich seitwärts, um zu entfliehen.

Aber in Theurings Augen war der Fund eines

Bekannten, der ihn durch seine Aussagen von dem gefährlichsten Verdachte erretten konnte, eine überaus wichtige Sache, die er nicht so leichten Kaufs aufgeben konnte. Er sprang also dem Fliehenden nach, griff ihn um den Leib und rief noch einmal dringender: „Aber Weinhold! wollt Ihr mich nicht kennen und nicht erretten?“

„Halt Du! Arrestant, stehe oder ich steche Euch nieder!“ rief seine Wache hinter ihm und fällte das Bajonnet.

Weinhold aber hielt einen Moment an, brummte seltsam und dem Fabrikherrn völlig unverständlich durch die Zähne:

„Daß Euch die Pestilenz! . . . Sagt Beckmann, Beckmann, hört Ihr?“ und wieder entwand er sich ganz ungenirt den Armen seines Angreifers.

Nochmals wollte Theuring hinter ihm her eilen, allein seine Wächter fuhren ihn drohend an und siehe da, er mußte seinen Steiger ohne Gnade entweichen und in der Menge verschwinden sehen! . . .

„O der Undankbare! er aß jahrelang mein Brod und will mich nicht kennen! Hat dieser Krieg alle Bande gelöst?“ also klagte er und sank, von der Anstrengung des langen Marsches erschöpft, von der

Aufregung überwältigt, seiner selbst nicht mehr mächtig, zur Erde. Rauh und scharf wollten ihn die Soldaten zum Aufstehen bewegen, denn der Krieg ist einmal nicht fein, — — als einer der Offiziere, der der Scene zusah, herantrat und sich nach dem Vorfall erkundigte.

Es war der Kommandeur, der Armee-General von Werder selbst.

Die eskortirenden Soldaten berichteten von ihrem Auftrag, von dem bei diesem aus Straßburg entwichenen Arrestanten gefundenen vielen Gelde und gaben das Begleitschreiben an den General. Indessen erholte sich Theuring, während der General vom Papier wechselweis so ruhig und klar auf ihn sah. Die feinen, überaus leutseligen Gesichtszüge, die den gebildeten Weltmann in dem General verriethen, flößten ihm Muth und Hoffnung ein.

„Das Schreiben berichtet hier seltsame Dinge,“ begann der General, „wer sind Sie eigentlich?“

„Ein Hüttenbesitzer, Excellenz, der größte in Lothringen dicht bei Saarbrücken!“ erwiderte Jener.

„Von jenen vielen Hüttenwerken, die wir passirten?“

„Von Recueil, Seurange, Rosville und anderen!“

„Da werden Sie möglicherweise bald deutscher Unterthan sein," lächelte der General, und der Gedanke mochte in ihm einige andere weitertragende Betrachtungen erwecken, die darin gipfelten, daß ein so einflußreicher Mann, wenn er das war, was er behauptete, mit gewissen Rücksichten zu behandeln sein möchte. Doch zuckte er mit den Achseln und erwiderte: „Das ist ganz schön, allein wo ist der Beweis dessen, was Sie da sagen?"

„Eben hatte ich einen solchen," klagte der Fabrikherr, „ich entdeckte einen meiner Beamten, Namens Weinhold, unter Ihren Soldaten, aber der Undankbare entlief. Lassen Sie ihn suchen, Excellenz, er muß mich kennen. Die Wache hat ihn gesehen!"

Die Soldaten bestätigten dasselbe; es wäre Einer von der dritten Kompagnie der Gardelandwehr gewesen.

„Das ist sonderbar," murmelte der General, „doch wird er in der Kompagnie zu finden sein. Einstweilen bringt den Gefangenen auf die Intendantur mit seinen Papieren!" befahl er der Wache und wandte sich.

Indessen hatte das Gewissen auch dem Steiger

keine Ruhe gelassen; er lugte von einer nahen Gartenmauer auf die Scene und als Theuring beim Abführen sich umblickte, entdeckte er seinen Weinhold, der, um sich wieder zu verbergen, nicht so rasch von der hohen Mauer herabklettern konnte. Da der General noch in der Nähe war, so wandte er sich, von der Leutseligkeit desselben ermuthigt, zurück, und auch die Wache litt dies aus demselben Grunde, indem er sie auf den Soldaten aufmerksam machte.

Der vermeintliche Weinhold mußte nun vortreten, bestürmt von den lebhaften Vorwürfen und Bitten des Gefangenen.

Weinhold sah grimmig und verbissen genug darein und rief nur: „Was will der Herr? Ich heiße nicht Weinhold, sondern Beckmann."

„Ach, daß der Mensch mich nicht kennen will!" tönte der Klageruf dagegen.

„Nun ja, in drei Teufels Namen!" fluchte endlich dieser, „ich kenne den Herrn, wenn er mich nur kennte."

Weinhold war ein Mensch von jenem leichtlebigen lustigen Temperament, dem man im Leben öfter begegnet, die seltsame Verlegenheit, in die er gerathen war, mußte daher um so komischer wirken

und so war seine ganze Gestalt dazu angethan, daß er den Eindruck des heiteren Gelächters bei den Umstehenden erregte. In dieser Stimmung fragte der General ihn:

„Landwehrmann, Sie kennen ihn?“

„Zu Befehl, Excellenz, ich muß wohl!“

„Sie irren sich also wohl in seinem Namen?“ fragte der Kommandeur zum Fabrikherrn gewandt.

Theuring irrte sich natürlich nicht; er hatte aber zugleich trübe Erfahrungen genug gemacht, von was für üblen Folgen eine Aussage, welche von der Wahrheit abweicht, werden kann, er antwortete deshalb: „Ich kann nicht anders sagen, als daß er in den langen Jahren, die er bei mir in Emmerdingen war, Weinhold hieß, ob er als Soldat einen anderen Namen bekommen hat, das weiß ich natürlich nicht!“

Weinhold sah auf seinen ehemaligen Herren; er schüttelte mit dem Kopf, biß sich in die Lippen, nahm dann dessen Hand und sagte zum General gewandt: „Ach, Excellenz, ja, es ist mein alter lieber Herr, der reiche Herr Theuring aus Recueil. Es wird wohl nichts schaden, wenn er mir einen falschen Namen andichtet . . .“

„Weinhold!“ rief Dieser vorwurfsvoll.

„Da haben wir's wieder — Beckmann heiß ich!“ fuhr der Andere ärgerlich heraus, „der Weinhold liegt derweil im Sarge, weil ... nun, weil Krieg ist.“ —

Der Kommandeur lachte. Weinhold sah sich verlegen mit seinen Augen nach allen Himmelsrichtungen um, woher er Raths nehmen sollte. „Da,“ rief er plötzlich, „da kommt mein Hauptmann, der Baron von Hellengau. Nun lassen Sie mich zufrieden, Herr Theuring, und wenn Sie mich wieder mal so rufen, so nehmen Sie mir's nicht übel, so kenne ich Sie wieder nicht.“

Weinhold wollte sich verziehen, allein der General befahl ihm zu bleiben, während er den Hauptmann rufen ließ. Dieser begrüßte sich erstaunt, aber kalt mit Theuring, und seine Auskunft fiel unzweifelhaft genügend aus, nur gefragt nach den Gesinnungen Theurings, konnte er für deren etwaige so rasche Umwandlung durchaus nicht gutsagen.

„Aber was ist das da mit Ihrem Landwehrmann, der scheint im Ernst zweierlei Namen zu führen,“ fragte der General weiter, auf Weinhold zeigend.

Dieser stand da, mit gefalteten Händen, flehend

zu seinem Hauptmann aufblickend, und dachte bei sich: Na, was wird das nun werden?

Der Baron lachte. „Ja Excellenz, mit dem ist ein kleines Versehen passirt, es ist gut, daß es einmal an den Tag kömmt. Dieser Landwehrmann, Beckmann genannt, ist früher gar nicht Soldat gewesen, er hatte vor dem 18. Juli noch keine Flinte in Händen gehabt und doch ist er bereits in der Kompagnie bis zum Gefreiten avancirt.“

„Wie kommt er aber unter die Landwehr, die doch nur aus gedienten Soldaten besteht?“

„Er heißt Weinhold, Excellenz, und dient für einen andern, welcher Beckmann heißt!“

„Und Sie wußten das, Herr Hauptmann?“ fragte der General vorwurfsvoll.

„Ich wußte es!“

„Und kennen das Gesetz, wonach Stellvertretung streng verboten und überaus schwer strafbar ist? — Ist es möglich, daß es bei diesem Krieg einen Feigling in Deutschland gegeben, der sich dem Dienst entzogen?“

„Es hat sich Niemand entzogen; Derjenige, für den er dient, liegt im Grabe . . .“

„Sie machen mich neugierig . . .“

„Es war ein harmloser Zufall," erzählte Jener, „der uns einen tapferen Mann mehr in die Armee führte. Dieser mein Gefreiter war niemals Soldat gewesen, allein aus Versehen des Bezirkskommandos bekam er eine Ordre in die Hände, welche einen seiner Grubengenossen, Beckmann mit Namen, zum Heere rief, der kurz zuvor verstorben war. Da er doch nun gern an dem Kampf für's Vaterland theilnehmen wollte, so ist er als dieser „Beckmann" mit eingetreten; er hat mich fußfällig darum gebeten, darüber zu schweigen und so hat er, auch ich mit, so haben wir uns Beide der Namensfälschung schuldig gemacht."

Weinhold hatte diese Auseinandersetzung unter lebhafter Zustimmung mit angehört und rief nun endlich, da ihm der Strom der Rede wieder frei geöffnet war, Herrn Theuring zu: „Seh'n Sie, Herr Kommerzienrath, das hab' ich nun von Ihrem Plaudern; die ganze Kompagnie hat's gewußt und selbst mein Hauptmann, Alle haben geschwiegen. Nun, Excellenz," wandte er sich zu dem General, „die Strafe soll schwer sein, wenn sich Einer für den Andern meldet und so schicken Sie mich am

Ende ganz weg, weil ich nicht von Rechtswegen hierher gehöre!" schloß er klagend.

„Der Fall überrascht mich!" nahm General von Werder das Wort. „Für einen Todten bist Du, braver Landwehrmann, eingetreten, um in diesem ernsten Spiel um's Leben dem Vaterland zu dienen! Das ist eine That, die ich mit besserem Grunde für heilig erkläre, als die jenes Crispin, weil er das Leder stahl, um den Armen Schuhe zu fertigen. Trage Deinen wahren Namen mit Ehren, ich werde mir ihn merken!"

„Und die Strafe, Excellenz?" fragte nochmals in seinen Zweifeln Weinhold. „Der König hat doch einmal auf den Mann gerechnet!" ...

„Die Strafe soll Euch werden!" lächelte der General. „Hauptmann von Hellengau, erinnern Sie mich an diesen Wehrmann, ich will den Fall Sr. Majestät vortragen! — Deutsches Land, wie bist Du unbesieglich, so lange solch ein Blut in den Adern Deiner Söhne rinnt!" murmelte der General vor sich hin.

Ein Adjutant auf schäumendem Pferde nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch und das bunte

Bild des Lagers ging bei seiner Vielgestaltigkeit in andere Scenen über.

Theuring wurde nach der Intendantur geführt, der Polizeichef von dem Hauptmann, im Auftrage des Generals, unterrichtet, vernahm ihn zu Protokoll; die französischen Briefe, die er mit sich führte, wurden durchgelesen; es fand sich darin nichts Kompromittirendes, allein die großen Baarsummen wurden ihm nicht wieder ausgeliefert. Er bekam Quittung darüber, daß er sie von dem Armeekommando zu fordern hätte; hierauf wurde er frei gelassen mit der Weisung, das Lager zu meiden.

So stand Theuring nach Verlauf einer Stunde da, er konnte gehen, wohin er wollte, allein er hatte kein Geld.

Als einziger Trost erschien wieder Weinhold vor ihm. Mit einiger Scheu, seitwärts daher blickend, in der Hand ein tüchtiges Stück frischen Rindfleisches, im Munde die brennende Cigarre, wagte er nur das Wort: „Herr Theuring!" auszusprechen.

„Ach, Weinhold oder Beckmann, wenn Ihr's lieber hören wollt, was soll ich beginnen?"

„Nun, sagt nur meinetwegen Weinhold, nun ist

es egal, ei, zum Henker, wie Sie mich in Verlegenheit brachten."

„Wie konnte ich von Euch das wissen!"

„Nun, es ist ja auch gut, danken Sie Gott, daß Sie erlöst sind, Herr Theuring, ich sage Ihnen, unsere Leute spaßen nicht, es passirt hier zu viel hinterrückisches Zeug und dagegen hilft nur kurzer Prozeß, — eine Kugel vor den Kopf oder ein Strick um den Hals. Doch, darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten? Sie sind nicht schlecht, sind welche von dem Marschal aus Saarbrücken, der ist hier Hauptlieferant."

Theuring nahm die angebotene Cigarre. „Etwas zu essen wäre mir lieber, Weinhold; ich bin müde, hungrig — und habe keinen Pfennig Geld . . ."

„O dann kommen Sie, gegen den Hunger habe ich das hier," und er schwang sein riesiges Stück Fleisch, „und Kommisbrod fehlt uns auch nicht. Gegen die Müdigkeit hilft eine Stunde Schlaf auf der weichen Erde, aber Geld, Geld! . . . ." Und Weinhold kraute sich verlegen hinter die Ohren. „Geld ist theure Waare, oder vielmehr die Waare ist noch weit theurer, so daß das schöne Geld im Umseh'n alle wird, was man bekommt; aber ich will's

meinem Hauptmann sagen, denn freilich, fort müssen Sie, und Geld müssen Sie dazu haben . . ."

„Nein," fuhr Theuring auf, „von Herrn von Hellengau will ich nichts. Ihr erwähntet den Bankier Marschal."

„Den Juden? Ich weiß nicht, ob er heut hier zu treffen ist, aber kommen Sie, wir wollen das Fleisch in den Blechtopf stecken und dann weiter sehen, was zu machen ist."

Die Kompagnie Weinhold's lag hinter dem Dorf auf einem Hopfenfelde, sie war abgelöst vom Dienst in den Laufgräben und hatte ihren Ruhetag. Die Stangen des Feldes waren zusammengebogen und bildeten mit ihrer Belaubung eine Art Hütte zum Schutz gegen die Sonne, die offenen Stellen hatte man mit Mänteln und Decken verhängt. Die allerwärts brennenden Bivouakfeuer schwärzten mit ihrem Rauch die grüne Hopfenbekleidung, stellenweis war dieselbe verdorrt von der Hitze, — ein seltsames Bild des Krieges!

Weinhold regalirte seinen Herrn einstweilen mit einem Stück Kommisbrod und einem Trunk Branntwein aus der Feldflasche, machte ihm ein Naturlager zurecht, schob ihm den Tornister unter den

Kopf, beauftragte einen Kameraden, nach dem angezündeten Feuer und dem Fleischtopf zu sehen und versprach, sich unterdessen umzuthun, ob er den Juden Marschal wohl auffinden möchte.

Theuring, übermäßig erschöpft, sank bald in einen düsteren Halbschlummer. Er wußte nicht, wie lange er gelegen, als die bekannte scharfe Stimme des kleinen Bankiers sich in seine Träume mischte, der sich mit Weinhold angelegentlich unterhielt und sich die Begebnisse, die Theuring widerfahren waren, erzählen ließ.

Endlich erwachte er. „Gott der Gerechte!“ schrie Marschal, „treffen wir uns hier, Herr Theuring, mitten in der großen Armee!“

„Ach ja, in der Armee!“ murmelte der Erwachende, indem er sich auf seine Umgebung besann.

„Ei, ei, haben Sie gesehen unsere Armee, unsere preußische? Und bei meinem Leben, — was braucht und verzehrt sie! Kann man doch nicht genug heranschleppen an Brot, Korn, Hafer und Vieh und wie wird gezahlt! Es kostet, was es kostet, heißt's immer und da wird's beschafft. Aber Ihre Franzosen, he! wo sind sie? Hab ich's nicht gesagt?

Wo ist der Napoleon? der Mac Mahon? der Bazaine?"

Theuring stimmten diese Betrachtungen keineswegs angenehm, er erwiderte düster: „Ich hatte Geld aus Straßburg geholt, Herr Marschal, denn ich dachte an den Verfalltag meiner Wechsel . . ."

„Hab's gehört, hab's gehört!" fiel der Jude ihm ins Wort. „Hat man's Ihnen abgenommen auf der Intendantur. Sehen Sie, daß ich auch bin ein coulanter Mann, das Geschäft geht, man verdient und ich brauche nichts, werd' Alles prolongiren, bis Sie wieder haben Ihr Geld; versteht sich, hat's da der Werder, so hat's ein sichrer, ei, ein coulanter Mann; und die Preußen siegen, siegen immer zu, nehmen das Straßburg und Alles; und die Franzosen müssen bezahlen, bezahlen die ganze Zeche!"

„Soweit ist es doch noch nicht," entgegnete Theuring. „Nun, seitdem der Gambetta, der energische Mann, regiert, kann sich's wenden, jetzt hört der Verrath auf!"

„Gott der Gerechte, sind Sie auch vom Verrath? Damit sind Sie Alle verrathen und verkauft. Hat der Napoleon nicht rechtes Geld gehabt, das ist

der Fehler, aber der Preuße hat's, das giebt Muth und giebt Courage, das ist sein Sieg. Frieden müssen sie machen, die Franzosen, über Hals über Kopf, das ist das Beste, schreiben Sie's nach Paris, Herr Theuring," mahnte der Jude.

„Ich will selbst nach Paris, Marschal, ich muß sehen, wie die Sachen stehen!"

„Gott der Gerechte, bleiben Sie hier," bat der Jude.

„Nein, nein, ich muß das Herz Frankreichs sehen, muß in der Nähe urtheilen, wie die Chancen stehen, muß mit Rath und That dort helfen, das bin ich meinem Frankreich schuldig. Noch kann Alles gut werden!"

Der Jude sah den Fabrikherrn von oben bis unten an. „Na, und Sie wissen noch nicht, daß es in Recueil und in Lothringen und im ganzen Elsaß über Nacht mit der ganzen Gloire und dem herrlichen la France ist vorbei, und daß Sie eines schönen Morgens werden aufstehen als ein glücklicher deutscher Mann?"

Theuring sah den Juden starr an, der mit seiner Frage einen Gedanken aussprach, der in eben

diesen Tagen wie von selbst sich in allen deutschen Gauen aus der Kriegssituation entwickelte.*)

Aber dem Fabrikherrn erschien derselbe Gedanke weit weniger eingänglich. „Wir — deutsch?“ fragte er ungläubig, „wie wird das sich Frankreich gefallen lassen! . . . Zudem wollen wir nicht! . . . Nimmermehr!“ Dann brach er ab und fuhr fort: „Sie wissen, wie mir's ging; ich bin ohne Mittel, leihen Sie mir 1000 Fransc, ich muß über Lyon nach Paris. Dort finde ich meinen Kredit beim Hause Girard.“

„Na, wenn Sie einmal also wollen, so gehen Sie!“ lachte Marschal, und er schloß sein Portefeuille auf, das er am Riemen bei sich trug. „Wissen Sie,“ fuhr er nachdenklich fort und legte den Finger an die Stirn, „ich will Ihnen mitgeben 2000 Francs, damit Sie auch den Rückweg wieder finden . . .“

Theuring dankte überrascht, wollte diese Gefällig-

*) Verf. dieses erinnert sich, in einem Leitartikel der „Post“ vom 13. August desselben Jahres: „Wofür gekämpft?“ den Gedanken für Berlin zuerst ausgesprochen zu haben.

keit abweisen, nahm sie aber schließlich doch an. Er ließ sich von dem in Allem bewanderten Armee-lieferanten einen Wagen besorgen, der ihn aus dem Lager hinaus fuhr, wonach er seine Reise nach Paris auf Umwegen ins Werk zu setzen versuchte.

4. Kapitel.

Jules Favre im Hauptquartier.

Der Krieg von 1870 ging seinen verhängniß-vollen Gang, die große Nation wollte nun einmal aus ihren Täuschungen nicht erwachen. Die deutsche Okkupation schlug dem Feindeslande Wunden über Wunden, allein Paris im Rausche der Republik mit seiner Nationalregierung an der Spitze regierte und haranguirte das Volk mit Proklamationen, Gambetta dekretirte von Tours aus und steckte jeden Franzosen, der ein Gewehr tragen konnte, in die neuen Regimenter, die bald die Zahl von Hunderttausenden „Soldaten“ erreichten; nur war es schade, daß sie keine Soldaten waren! Sie sollten durch-

aus das bedrängte Paris befreien, und vermochten doch nicht gegen die kleine Anzahl unserer Truppen bei Orleans und Le Mans nur den geringsten Vortheil zu erringen. Statt nach der Katastrophe von Sedan Frieden um jeden Preis zu schließen, weil dieser Preis damals noch verhältnißmäßig niedriger gewesen wäre, ergriff ein Pariser Advokat das verlassene Staatsruder, um dasselbe zu drehen und zu lenken, nachdem er, was ihm wenigstens leicht wurde und wenig oder nichts kostete, seine Prozeßakten in die Ecke geworfen. Was kümmerte es ihn, wie viel Millionen dabei die Wirthschaft eines ganzen Volkes verlor? „Vive la republique!“ schrie Paris und dies eine Zauberwort sollte alles Mißgeschick des Krieges sofort in sein Gegentheil verkehren, dasselbe Wort sollte die disziplinlosen ungeübten Truppen in Helden verwandeln, sollte wie im Jahre 1793 die Feindesheere wie Staub wegblasen, als ob die Weltgeschichte jemals zu Wiederholungen aufgelegt wäre! Allein inhaltlose Phrasen gaben keinen Muth, und die deutschen Truppen hatten Eisenbahnen hinter sich; denn Thatsache ist und bleibt es doch, daß nicht die ärmlichen Sansculottes der Republik von 1793 die Preußen und Oesterreicher von damals

vertrieben, sondern der Regen, die unfahrbaren Wege, der Mangel an Verpflegung, kurz, Alles das Bedeutsame, was das Genie eines Moltke und eine treffliche Organisation der Militärintendantur diesmal trotz des Winters wohl in Betracht gezogen hatte. „Der Soldat marschirt auf dem Bauch," hat Friedrich der Große gesagt; an dieses Wort dachten die Franzosen viel zu wenig, sonst hätten sie nicht die vollständige Einschließung von Paris abgewartet. Hier in diesem modernen Babylon fehlt es freilich an schönen Tiraden niemals, trotzdem das Pferde- und Katzen- und Hundefleisch daneben die schönsten Worte mit bitterer Ironie würzen mußte. Der weichmüthige Favre mit der steten Thräne im Auge, der dictatorische Gambetta, der rhetorische Abklatsch des ganzen revolutionären Phrasenbombastes der ersten Revolutionshelden versuchten die arme Nation mit den raffinirtesten Vorspiegelungen die Augen zu blenden. Der Bürgergeneral Trochu, — denn es ist einmal so, daß bei solchen Zuständen der größte Phrasenheld oben aufkommt, — führte täglich seine feigsten aller Truppen, die jemals die Welt gesehen, in das Feuer seiner — Proklamationen, denn jedesmal, wo sie im Angesicht des belagernden

Feindes Reißaus genommen, lobte er ihre „unüberwindliche Tapferkeit und Todesverachtung." 500 Todte und Verwundete hatte nach Labouchère's begründeter Aussage die gesammte Nationalgarde von 340,000 Mann während der ganzen Belagerung aufzuweisen, das ist der deutlichste Beweis für eine Tapferkeit, die allein tapferlichst jeder Position sofort auswich, wo eine Kugel hinfallen konnte. Es bleibt für die Weltgeschichte eine der realsten göttlichsten Blödsinnspossen, wie jeder würdige Pariser Freiheitsheld in Bravour und Tapferkeit „machte", um seinem Nebenmann solche schöne Bravour einzuhauchen, wie sie aber allesammt, wo nur eine Bombe sauste, oder nur ein Schalk das Sausen einer solchen sinnlich simulirte, — alle die tapferen Schaaren sofort die Flucht ergriffen.

Leider aber hatte diese Komödie auch ihre ernste Kehrseite, nicht Frankreich hatte die Republik am 4. September proklamirt, sondern dieselben Elemente waren es gewesen, welche später das schaudervolle Drama der Kommune aufführten. Diese war schon faktisch creirt, und die Brandfackel war das Ende vom Lied. Paris war es lediglich gewesen, welches den dritten Napoleon in den Krieg mit Deutschland

trieb. Als dieser unglücklich verlief, da fürchtete es die Abrechnung mit dem Land Frankreich, es fürchtete, seine Stellung zu verlieren und wollte wenigstens etwas Erfolg unter der neuen Firma der Republik erringen, um sein jahrhundertlanges „Prestige" zu retten, welches in den Worten: „Paris ist Frankreich!" gipfelt.

Kehren wir indessen zu dem Faden unserer Geschichte zurück. Der Fabrikherr hatte es auf der Bahnlinie von Lyon her erreicht, daß er am 27. September in der Nähe von Paris ankam. Die Bahnen gingen schon nicht mehr bis zur Stadt. Er mußte in Choisy aussteigen und seinen Weg zu Wagen weitersuchen. Die kriegerischen Vorbereitungen um Paris machten eben keinen ermuthigenden Eindruck auf ihn. Das Gerücht ging, der Feind marschire an und anstatt dessen, daß sich also die kriegerischen Truppen von Paris hier gewappnet entgegenstellen und auf der Wacht sein sollten, herrschte nichts als Verwirrung und regellose Panik. Er glaubte die deutschen Truppen gar nicht so nahe, doch kaum war er noch in Paris selbst eingetroffen, als am Abend die Kunde kam, daß die Deutschen oberhalb Choisy bei Villeneuve bereits

eine Brücke über die Seine geschlagen hatten. Vom 17. bis 20. vollendete sich mit der eigenthümlichen Schnelle, welche alle Bewegungen unserer Truppen in diesem Kriege kennzeichnete, die ganze Einschließung von Paris. Die besten Truppen der Pariser setzten sich hier und da dem Feinde entgegen, wurden aber überall zurückgedrängt. Nur bei Villejuif versuchten die 40,000 Mann reguläre Truppen unter Vinoy ernstlichen Widerstand zu leisten, allein am Nachmittag dieses 19. September geschah das Unglaubliche, daß namentlich zwei Regimenter vollständig von panischem Schrecken ergriffen, die eigenen französischen Linien durchbrachen, das ganze Heer zum Wanken brachten und nicht eher in ihrer Flucht ruhten, als bis sie in dem Innern von Paris mit dem allbekannten großen Geschrei von Verrath das erbärmliche, später so oft wiederholte Schauspiel der Fahnenflucht gaben.

Theurings praktischer Blick übersah dies Alles in kurzer Zeit. Er hatte zunächst nicht blos die Erfahrung von **einer** Seite, denn er war im deutschen Kriegslager Gefangener gewesen, hatte einen Theil der feindlichen Truppen in leibhaftiger Gestalt gesehen und wußte daraus, daß mit diesem blutigen

Ernste kein Spaßen sei. Ihm schwand daher die Hoffnung auf Erfolg immer mehr.

Nun war Paris ein buntes Conglomerat von mehr als einer Million Einwohner, das sich gegenseitig tröstete, haranguirte, enthusiasmirte und mit jedem Tag, der aus dem Morgen entstand, eine neue Illusion sich gebar, nach der es ja unmöglich war, daß dies Paris, dieser „Sitz der höchsten Kultur und Civilisation“ an solche hinterwäldlerischen Barbaren verloren gehen könnte. „Sollte nicht eher der Himmel einfallen, als daß die Weltregierung solches duldete? Sollte diese Schmach Europa leiden können? . . .“ So ging das fort, und die provisorische Regierung bestärkte mit ihren Proklamationen aller Art das Volk darin. Das war für einen Pariser schwer, sich allen diesen Täuschungen zu entziehen, die wie ein unsichtbares Netz Alles umgaben. Ja, wer selbst anders dachte, wagte nichts dergleichen auszusprechen, weil diese einmal herrschende allgemeine Stimmung immer eine eigenthümliche günstige Disziplin ausübt, welcher jeder aufsteigende Gedanke des Einzelwesens unterliegt, wonach sich das freieste und gänzlich unabhängig wähnende Gehirn doch instinktiv dem allgemein Geglaubten fügt.

... Es ist das ein ganz eigenes Kapitel aus der Geschichte der Menschennatur, — das Walten der sechsten Großmacht, der öffentlichen Meinung, der sich selbst die Götter beugen mußten ...

Theuring vergaß in dem allgemeinen Wirrsal nicht, an seine Privatverhältnisse zu denken. Er wußte, daß seine Frau hier war und suchte sofort sein altes Bankhaus Girard auf, wo er verschiedene und bedeutende Geldforderungen zu erheben hatte. Er fand auch dort ganz seltsame Veränderungen vor. Die großen prächtigen Räume des Comtoirs waren geschlossen. Der Portier bedeutete ihm, daß der alte Herr Girard nach England gereist, die drei Söhne als Offiziere in der Nationalgarde dienten. Auf seine unwillige Aeußerung, daß er von dem Hause Girard einen Theil seines Guthabens erheben müsse, machte ihm der Portier bemerklich, daß die Regierung der Nationalvertheidigung ja alle Wechsel und Schuldverpflichtungen gestundet, und daß von dieser Stundung alle Häuser in Paris Gebrauch gemacht hätten. Allerdings wußte Theuring von diesem Wechselmoratorium aus den Zeitungen, allein daß dasselbe auch sofort auf ihn An=

wendung finden sollte, war ihm durchaus kein angenehmer Gedanke.

Er suchte zunächst seine Frau auf, die in einem Hotel wohnte. — Sie empfing ihn merklich verwundert, sie war aufgeregt, kalt und fremd gegen ihn; in der Unterhaltung entdeckte er sehr bald, daß sie eine äußerst enthusiasmirte Pariserin geworden war, sie hatte alle die überschwänglichen Ideen im Kopf von der Pflicht der Hauptstadt, Alles für den Krieg und den Sieg zu opfern. Paris müsse kämpfen bis zum letzten Mann, um die Civilisation zu retten, die Republik werde bald alle Feinde vertreiben und dergleichen. Kurz, sie nahm so wahnsinnig affektvoll Partei für die Zeitfragen, welche Paris bewegten, wie dies eben bei Frauen so leicht in's Extrem geht. Er fragte nach seiner Tochter Felice. Seine Frau brach über diese in die lebhaftesten Vorwürfe aus, wie diese sich hier gegen sie betragen, und daß sie gegen ihren Willen längst wieder von Paris abgereist sei. Sie gerieth bei der Erwähnung Felicens sofort in die heftigsten Expektorationen über diese schändliche Verrätherin, Vaterlandsfeindin u. s. w.

Er staunte nur und ironisirte; sie ward heftig

und schalt auch ihn einen schlechten Patrioten und Abtrünnigen, so daß es zum Wortwechsel kam. Seiner Weisung, daß sie sich zur Abreise rüsten sollte, da er nicht hier zu bleiben gedenke, setzte sie Widerstand entgegen, hier nur unter dem hochherzigen Volke von Paris sei sie sicher, sie wollte nicht nach Recueil, wo die Feinde herrschten. So seltsam ihm das Benehmen vorkam, so war er doch Seitens seiner Frau schon von früher her Widerspruch gewöhnt, und er als Eheherr hatte doch wohl noch Mittel, diesen zu brechen. — Zunächst war es ihm angenehm zu vernehmen, daß seine Frau ihre Subsistenzmittel aus seinen Forderungen vom Hause Girard entnommen; dasselbe konnte also noch zahlen, wenn es wollte. Es galt ihm daher, zunächst den ältesten Sohn, jenen, welcher ihn in Recueil besucht hatte, aufzuspüren. Dieser war Offizier der Nationalgarde des 20. Arrondissements. Das Bataillon war nach Süden hin ausmarschirt, denn zwischen Versailles und der Hauptstadt schoben sich Schritt für Schritt die preußischen Linien ein, welche das Ungeheuer von Festung umstellten.

Von dieser Seite erscholl dumpf der Kanonendonner und Theuring, angezogen von diesen auf-

regenden Vorgängen, strömte mit der neugierigen Menge hinaus, um sich den Verlauf mit anzusehen.

Es war am 18. September. In den Tagen vom 17. bis 19. vollzog sich hier im Süden von Paris Schritt für Schritt die Umschließung der Stadt durch die Deutschen; oberhalb Villeneuve bei Athis-Mont über die Seine gehend, rückten die Massen der Deutschen strahlenförmig auf Sceaux und nördlich von Versailles zu. Ueberall, wo sie hier auf französische Truppen stießen, entwickelte sich sofort der Kampf, der schließlich mit der gänzlichen Niederlage der Truppen des Generals Vinoy bei Villeneuve am 19. endete.

Theuring gelangte vom Palais de Luxembourg, dem Ausmarsch eines Korps der Nationalgarde folgend, über die Boulevards bis zum Bahnhof nach Orleans, wo die Truppen eilig in die Bahnwagen einstiegen; durch ein Douceur bewirkte er es leicht, daß er ebenfalls mit eingelassen wurde. Die Fahrt ging nicht weit, bei dem Dorfe Arcueil dicht unter den Wällen des Forts Montrouge hielt der Zug, der Kanonendonner scholl deutlich näher und hier waren auf den Feldern weit und breit zahllose

Schaaren der Nationalgarden ausgeladen, um die Reserve für die weit vorn kämpfenden Linientruppen zu bilden.

Wenn so die Menge sich in solcher Masse beisammen sieht, so fehlt das Bramarbasiren nicht und jeder ist ein Held mit dem Munde. Die Stärke des gegenüberstehenden Feindes ist ein Begriff, für den jede Anschauung fehlt. „Da seht!“ hieß es, „wie diese Preußen vor unseren Linien zurückweichen! Die Umschließung von Paris soll ihnen schon vergehen! .... Alle früheren Niederlagen sind nur durch Verräthereien herbeigeführt; jetzt soll das aufhören und die Feinde sollen die Macht der Civilisation bitter kennen lernen! ...“

Da läuft ein Gerücht durch, von Bataillon zu Bataillon, die übrigens höchst zwangslos und sorgenfrei sich an der Erde gelagert haben: „Die Marinesoldaten sind schon bis vor Versailles, die Prussiens werden nach links hin in die Seine gejagt.“ Die edlen Nationalgarden springen auf, legen das Gewehr an und können vor Kampfesmuth kaum die Ordre zum Vorgehen erwarten.

Indessen muß bemerkt werden, daß diese edle Reserve wohl mehr als eine Meile weit hinter dem

Schlachtfelde lagerte. Plötzlich steigt hie und da von den fernen Höhen hinter Chatillon und Clamart ein leichtes weißes Rauchwölkchen auf, auch der Donner schallt stärker als sonst, aller Augen sind gespannt dahin gerichtet, — seitwärts stürzt eine breite Kolonne von einer andern Höhe den Abhang in wilder Flucht hinunter. An der dunklen Blouse erkennt man, daß es Mobilen sind. Da klappern aus Zufall zwei Blechtöpfe gegeneinander, welche über'm Feuer schlecht gestellt waren: Und in der Meinung, es sei eine Bombe, stiebt das ganze tapfere Bataillon auseinander, rückwärts fort in wilder Flucht! . . . Da hilft kein Schreien, kein Reden der Anführer. Ein Oberst, der eine Schaar mit geschwungenem Säbel zum Stehen bringen will, bekommt die stolze Antwort: „Was? Wir sind die Kinder von Paris, die Stadt drin braucht uns, wir müssen sie drinnen beschützen!"

Und dahin läuft Alles ohne Ordnung und Zucht! Doch das ist noch das Wenigste, jetzt reicht wirklich schon eine Bombe bis in die Nähe der Patrioten und damit sind auch die Linientruppen und die Mobilen im Sturm der Flucht herangesaust, um sich in den Bereich des Forts zu retten. Langsam fängt

Fort Montrouge, das ihm gegenüber liegende Bicêtre und das weitere Fort Ivry an, Donner und Kugeln zu speien, um den siegenden Feind, der in den Bereich ihrer Rayons getreten, daran zu erinnern, daß Paris eine Festung ist.

Der Fabrikherr sah dies Alles mit an, sein praktischer Verstand erkannte sofort, daß mit dieser Disziplin und diesen Kräften Nichts als weitere Schmach und noch weit schlimmere Folgen zu ernten waren, als sich diese bereits bei Wörth und Sedan ergaben. Er hatte nur einen kleinen Theil dieses preußischen Heeres in seiner Disziplin vor Straßburg gesehen und sagte sich, daß jeder weitere Versuch, für diesmal dem Feinde zu widerstehen, nur sträflicher Wahnsinn sein würde.

Mit diesem Gedanken eilte er zur Stadt zurück, um sich bei dem Minister Favre anzumelden, den er persönlich kannte, um ihm seine Meinung darüber zu sagen. Das hielt er um somehr für seine Pflicht, als die Zeitungen vom Morgen theils willig, theils unwillig das Gerücht als Nachricht gebracht hatten, Favre wolle mit Bismarck zu unterhandeln versuchen.

Je weiter er in die Stadt hineinkam, desto mehr

verlor sich natürlich die Panik. Wie den Fuchs seine Höhle, ob auch draußen die Hunde bellen: so scheinen den Pariser in dieser ganzen Zeit der Belagerung die Straßen seiner Stadt in die unzerstörbarste Sicherheit gewiegt zu haben, — bis die Bomben endlich verheerend da hineinfielen. Das neugierige Volk versammelte sich überall in Gruppen um den einzelnen Nationalgardisten, hungrig nach dem Verlauf des Kampfes forschend. Jeder Krieger sprach nun natürlich wieder, wie ein Held. Cato von Utica war ein Kind gegen ihn; „da hatte er so und soviel Feinde erlegt; leider war ihm und seinen Kameraden zuletzt der Patronenvorrath ausgegangen, wobei er selbst, weil er noch seine letzte in das Herz eines verhaßten Prüssien sendete, von seinem Corps abhanden gekommen. Er hat dabei die Preußen wie niedergemäht liegen gesehen, und wenn nur noch ein solch blutiges Treffen geliefert würde, so müßten die Feinde alle mit einander ins Gras beißen . . .“

So oder ähnlich, nur in anderen, oft noch absurderen Variationen lauteten jetzt die Berichte dieser Vaterlandsvertheidiger und das Volk von Paris, wie immer, glaubte es. Da stand's ja auch in dem

Plakat an allen Straßen: „Unsere tapferen Truppen rücken auf der ganzen Linie siegreich vor. Die Nationalgarde hat ihre Schuldigkeit gethan, sie steht unerschrocken unter dem Feuer des Feindes.“ Was will man mehr? Wenn Trochu so lügt, soll da der brave Nationalgardist nicht noch ein wenig interessanter lügen? Die eben ausgegebenen Extrablätter der Zeitungen schreiben: „Vinoy ist bis Versailles vorgedrungen, hat den Feind dreimal geworfen, einen hohen General gefangen genommen, man meint, es sei der Kronprinz von Preußen . . .“

Theuring verwünschte unter diesen Eindrücken die ganze Nationalgarde bis in das Innere der Erde. — Allein, wie konnte es anders sein, ohne daß Zeichen und Wunder geschähen, wenn diese Pariser Bürger, die noch vor drei Wochen hinter den Ladentischen standen oder in den Werkstätten Schuhe flickten, undisziplinirt, obendrein nur von ihren eigenen gewählten Kollegen kommandirt, die selbst jeden Gehorsam und jede unbedingte Fügung unter den Willen eines Anderen für eine Sünde gegen den heiligen Geist der „Freiheit und Gleichheit“ ansahen, — den geschulten deutschen Truppen Stand halten, oder deren Batterien stürmen sollten? Was

half da aller äußere Tand, die Uniform, die Waffe, die Trommel, die Trompete, die Corpseintheilung und die ganze Masse von 300,000 Menschen, wenn Eines fehlte, — die Disziplin?... Und gerade diese Disziplin wollten diese souverainen Prahlhänse die Pariser nicht.

Den Fabrikherrn überkamen die düstersten Gedanken, er sah nur zu klar, wie tief verirrt diese Hauptstadt in so seltsamen Illusionen sich bewegte, aus denen nur unter schlimmster Enttäuschung grauenvolles Unglück entstehen mußte. Als er über die so prächtigen Boulevards schritt, die sonst von dem feinsten Publikum und den elegantesten Toiletten besucht waren, fand er diese mit dem Abend von Volksmassen überströmt, von deren Dasein man sonst in der Hauptstadt kaum eine Ahnung hatte. — Ja, ja, gleichwie ein zahlloses Heer von Mäusen und Ratten unsichtbar in den Tiefen der Fundamente der Hauptstadt lebt, so erzeugt sich unter dem glänzenden, prächtigen Elite-Kreis der Gesellschaft, welcher von obenhin so als die Creme aller Humanität und Bildung erscheint, jenes riesige Proletarierthum, das nur in solchen Zeiten in seiner ganzen Fülle und Macht zum Vor-

schein kommt. Er ahnte im Geiste das Ende dieses Schauerstücks, die Kommune, und schritt immer erregter dem Hotel de Ville zu.

Hier auf dem Platz war die dichte Volksmenge in höchster Aufregung; das Gerücht, wonach Favre zu unterhandeln gewillt sei, hatte die Köpfe erhitzt. Da wurde ein Redner auf die Schultern Anderer emporgehoben. Es war ein hagerer, bleichgelber Mann, sein borstiger grauer Bart starrte ihm von dem markirten Gesicht, seine schwielige Hand verrieth den Arbeiter; aber die Natur hatte ihm Redekraft verliehen, jene verhängnißvolle Gabe, die die Unbildung der Massen immer unfehlbar besticht. „Bürger!“ begann er, „tapfre Bürger von Paris! Unsere Nationalgarden haben heute glänzend gesiegt, ihr Muth wird sich verdoppeln, wir werden die verhaßten Barbaren aus dem Lande jagen, ich sage, wir, wir das Volk von Paris, sind allein im Stande, dies zu thun; wenn nur redliche Männer in unserer Mitte selbst das Werk der Befreiung in die Hand nehmen. Die Provinzen mit unserem Gambetta an der Spitze rüsten sich uns zu helfen. Denn ... (er hielt an) wollt Ihr es leiden, daß dieser Favre uns schändlich verrathen soll? (Nein, nein!)

Wollt Ihr es leiden, daß er mit diesem preußischen Aristokraten Bismarck verhandelt?"

„Nimmermehr!" schrie die Menge, „das ist Verrath! Verrath!"

„Richtig, Bürger!" fuhr Jener fort, „von Anfang an sind wir von einem gräßlichen Netz des Verraths umgarnt und nur das Volk von Paris kann die Maschen dieses Netzes endlich zerreißen. Es ist Alles, was wir erlebt haben, nichts als eine schändliche Verschwörung, welche von den Kaisern und Königen und allen Feinden des Volks längst vorbereitet war. Der ganze Krieg war vorher verabredet, seht Ihr! Es ist Unsinn zu glauben, daß wir bei Reichshofen und Sedan geschlagen worden sind."

„Bravo!" brüllte die Menge.

„Nochmals sage ich, wir sind niemals geschlagen, wir sind verrathen worden! . . ."

„Sehr wahr. Wir werden noch verrathen!" rief ein Anderer als Echo in die Pause, die der Redner machte.

„Die Männer in dem Stadthause ahmen dem Bonaparte nach. Sie stehen ebenso im Einverständniß mit den Preußen, um nach vollendetem

Verrath, uns, uns Kinder von Paris, zu Sklaven zu machen."

„Schändlich! O wie schändlich!" heulte der Chor.

„Nun, so werdet Ihr wissen, was Ihr thun sollt! Wir müssen jetzt diesen Favre abhalten, um jeden Preis abhalten, daß er zu Bismarck reist. Wir müssen ihn sofort im Stadthause aufsuchen!"

Das Volk murmelte unruhig, als wollte es sich in Bewegung nach dem Stadthause setzen, allein ein anderer Redner nahm doch Favre's Partei. Geschickt lobte er zuerst die Macht des souveränen Volkes von Paris, daß es ja immer in seiner Wahl habe, jede schändliche Friedensbedingung zu verwerfen. Dann aber las er Favre's berühmte Zusage von „keinem Fußbreit Erde und keinem Stein der Festungen" vor, die dieser so pomphaft in die Welt geschleudert. — Wieder rief die Menge Beifall, denn bei solchen Sachen kommt es stets weit mehr darauf an, wie der Redner sein Publikum zu nehmen weiß.

Theuring hatte dem Allen zugehört; der Erfolg, den der letzte Redner errang und der ihm momentan bewies, daß das Volk doch wohl nicht besserer

Einsicht verschließbar sein möchte, übermochte ihn, daß er selbst mit darein redete und bei seiner starken durchdringenden Stimme bald die Aufmerksamkeit erregte. Diesen Moment benutzend, rief er kühn, — sonst auch wohl verwöhnt von dem sichtlichen Einfluß, den sein Wort ausübte, wenn er zu seinen Arbeitern sprach, wobei freilich die Macht des Fabrikherrn stets die Ueberzeugung seiner Worte begleitet hatte:

„Pariser, ich komme von draußen, ich habe bei Straßburg die Armee der Preußen gesehen, — ich bin Franzose und meine Divise stellt wie die Eure: Frankreich über Alles . . .“

„Paris über Alles!“ warf Jemand dazwischen.

„Jawohl, Paris gehört zu Frankreich, ist das Herz desselben. Nun aber hört mich: Ihr seid in einer verhängnißvollen Täuschung befangen. Nach allen den Niederlagen, die wir erlitten, ist es Wahnsinn, noch gegen diese Preußen weiter zu kämpfen, denn das ist jetzt ebenso kindisch, als wenn man Eisen mit einem Schwamm hammern wollte . . .“

Ein lebhaftes Murren entstand.

„Ihr murrt über meine Rede, aber Ihr müßt endlich die Wahrheit hören, wenn sie auch bitter ist:

Wir können nichts Besseres mehr thun, als, — so leid es mir selber auch thut — Frieden um jeden Preis machen! Hört Ihr's? Frieden um jeden Preis so bald als möglich ...“

Die Menge wurde unruhiger, Alles plauderte gegen einander; Theuring hörte fast seine eigene Stimme nicht mehr, dennoch fuhr er fort:

„Erst muß sich wieder unser Zustand, unsrer Armee befestigen, dann ...“

Er konnte nicht weiter sprechen, denn er fühlte sich von hinten ergriffen:

„Haltet ihn, den Verräther, diesen Preußen, diesen Spion! Schon seine Sprache verräth ihn!“ Also schwirrten die Rufe um ihn und allerdings sprach auch er das Französische immer noch hart, denn er war ja mit einer deutschen Zunge geboren.

„Voilà! So sendet man Euch schändliche Spione in die Hauptstadt!“ schrie der erste Redner.

„Haltet ihn fest, diesen Sendling Bismarcks! An die Laterne mit ihm!“

Und flugs sah der Ergriffene die Menge in ein beutegieriges Thier verwandelt. Ihr Urtheil über den Spion war fix und fertig und kein noch so

grausamer Martertod war nun in dem Kopf dieser Lynchrichter schwer genug gegen solches Verbrechen.

Gestoßen, gerissen, fortgeschleppt, schrie der ihn begleitende Haufe immer stärker: „An die Laterne mit dem Verräther."

So war in der wilden Menge Jules Favre, der Krieg, der Friede, Alles vergessen, die tobende See hatte ein Opfer erfaßt . . .

Alles geschah im Nu; Theuring konnte sich kaum besinnen. Wohin man ihn schleppen wollte, verstand er nicht. Jedenfalls aber suchten ihn die Angreifer zunächst aus dem Bereich des Stadthausplatzes zu ziehen, da vor demselben eine Nationalgarden-Abtheilung als Wache stand. Diese aber kannte wohl bereits ihre einzige, noch menschliche Mission. Als der Knäuel sich am letzten Thor der dortigen Wache bis auf zehn Schritte genähert, trat ein Piquet von sieben oder acht Mann ihm entgegen. Und der Führer fragte:

„Was habt Ihr da, Bürger?"

„Einen Spion, einen Verräther, einen Preußen!" antwortete Alles durcheinander.

„Gut, daß Ihr ihn gefaßt habt!" nickte Jener,

„nun bringt ihn hier in die Wache, er soll in's Gefängniß kommen und verhört werden!"

„Aber Ihr laßt ihn frei, wir kennen das!" warf ein Kommunard dem Soldaten drohend hin.

„Geht Eurer Wege, der Gefangene ist mein!" herrschte der Gardist, und er nahm den Gefangenen zwischen seine Leute und transportirte ihn ins Wachtlokal.

Hier fragte ihn der Offizier: „Was haben Sie Unkluges gethan, daß Sie die Wuth dieser Leute aufregten?"

„Ich, Unkluges?" entgegnete Theuring finster. „Ich wollte sie nur zur Vernunft bringen." Und er erzählte, was er geredet.

„Ei, ei," lächelte Jener, „man sieht, Sie sind fremd, wie würden Sie selbst sonst so unvernünftig gewesen sein? — Sie sehen, man muß hier mit dem Strom schwimmen, — gegen den Strom geht man verloren."

Hierauf erkundigte er sich nach der Lage und den Verhältnissen seines Gefangenen, und auf den erhaltenen Bescheid war von keiner Haft weiter die Rede.

Daß das wachthabende Bataillon hier im Stadt-

hause so vernünftig war, hatte darin seinen Grund, daß bekanntlich die verschiedenen Arrondissements in Paris, je nach der Klasse ihrer Bewohner, auch ganz verschieden gefärbte Nationalgardenbataillone hatten, und daß die Nationalregierung sich nur von den sichersten im Stadthause bewachen und beschützen ließ.

Theuring dachte aber an seine Mission, die ihn hierhergeführt und bat den Offizier, ihm seine Karte übergebend, ob er ihm nicht eine Audienz bei Favre verschaffen könne?

Der Soldat that sein Möglichstes und nach dem Verlauf einer halben Stunde sah sich der Fabrikherr dem Civilregenten von Frankreich gegenüber. Die beiden aus dem Corps legislatif her persönlich bekannten Männer — gleich alt und gleich gute Franzosen, wiewohl von verschiedener Partei — standen sich anfangs schweigend gegenüber.

„O, werther Herr Theuring," begann Jules Favre schmerzlich klagend, „wie sehen wir uns wieder! Hätten Sie von der Rechten früher unsere Rathschläge befolgt, unsere Warnungen beachtet, so stände es anders um uns! Jetzt sehen Sie endlich,

wohin Ihre unbedingte Unterstützung der napoleonischen Regierung uns geführt hat."

„Wir unterstützten Frankreich und die innere Ruhe, die damals an der Person dieses Monarchen hing!" entgegnete Theuring.

„Die uns endlich in diese namenlose Verwirrung gestürzt hat!" seufzte Favre in seiner weichen sentimentalen Gemüthsstimmung, die Hand an die Stirn dabei legend.

„Nun so retten Sie nur die Nation, Excellenz!" rief Theuring energisch, „deshalb komme ich, jetzt steht es bei Ihnen, lassen Sie die alten Fehler vergessen sein. Wenden Sie Ihren Einfluß auf dies Paris an, das im wahren Wahnsinn fiebert und vor allen Dingen: Geben Sie der Nation den Frieden wieder!"

„Wenn wir nur könnten!" rief der Minister. „Sie waren immer ein praktischer, ehrlicher Mann, reden Sie, wie könnten wir zu einem leidlichen Frieden gelangen?"

„Wir müssen auf jedem Wege und unter allen Umständen Frieden machen!" entgegnete der Fabrikherr dringend. „Das ist das Erste, denn jeden Tag länger, werden wir mehr ruinirt."

„Wie können Sie, ein Bewohner des Elsaß, den Frieden um jeden Preis wollen?“ fragte der Minister vorwurfsvoll. „Wissen Sie nicht, daß Bismarck uns das Elsaß und Lothringen nehmen will? . . .“

„Glauben Sie mir,“ antwortete Theuring mit dem Ton schmerzlicher Ueberzeugung, „daß mir dies Opfer schwerer als jedem anderen Franzosen wird, eben weil ich in dem möglicher Weise zu opfernden Theil wohne; allein nachdem ich das preußische Heer gesehen, Frankreich durchreist bin und nun auch diese Umwandlung in der Hauptstadt durchschaut, — mein Gott, welcher Irrsinn, welcher lasterhafte Leichtsinn, was für ein sträflicher Illusionstaumel herrscht hier bis dicht unter Ihrem Fenster! . . . Wie, Excellenz, mit diesen desorganisirten Bruchstücken einer in Trümmern gegangenen Welt wollen Sie die Preußen besiegen? . . .“

„So schlimm steht es mit uns noch nicht,“ tröstete sich Favre.

„Täuschen Sie sich selbst nicht,“ fuhr Jener fort. „Ich komme direkt aus Straßburg, die Festung fällt . . .“

„Nein, sie wird nicht fallen!“ rief Favre da-zwischen. „Ich habe sichere Nachrichten!“

„Gott geb' es, daß ich zu schwarz sehe! O Excellenz! Ich höre, Sie werden in das feindliche Lager gehen, um mit Bismarck zu verhandeln, — verschmähen Sie den Rath eines Mannes nicht, dem Sie selbst das Zeugniß eines Praktikers gaben: machen Sie Frieden, gehen Sie jede Bedingung ein! — Wenn es selbst sein muß, so opfern Sie einst-weilen Straßburg und ein Stück vom Elsaß, auch mit Geld für die Kriegskosten schonen Sie nicht. Je eher wir die Hand zum Frieden reichen, desto leichter kommen wir noch weg, sonst vergrößert sich täglich der Anspruch, und ich selbst muß fürchten, mit meinen Besitzungen in Lothringen ein Raub des Feindes zu werden. — Nur erst Friede, das ist der erste Schritt zum Besserwerden, ja zum künftigen Siege, denn wenn wir nach Jahren diesen Schaden verwunden, Verbündete finden, dann können wir erst wieder glücklicher Krieg führen . . .“

Favre war erschüttert von den eindringlichen Worten, welche von redlicher Ueberzeugung getragen waren, allein er schüttelte traurig mit dem Kopf. „Und wenn Sie Recht hätten,“ sagte er, „wir können

nicht nachgeben, ohne das Aeußerste zu versuchen, schon weil Paris nicht will!"

„Ha, Paris!" fuhr Theuring auf, „wird es dem Lande die Wunden bezahlen?"

Favre antwortete nicht darauf, denn draußen vom Platz her erhob sich tumultuarisches Geschrei. Sie sahen von den Fenstern den ganzen weiten Platz von Menschen gefüllt. Ein Huissier kam in das Zimmer gestürzt und meldete dem Volksminister, daß das Volk von Paris den Namen Favre rief und gegen die Thore stürme, Seine Excellenz möchte die Bürger über die beabsichtigte Unterhandlung mit Bismarck beruhigen.

Und der Minister sah sich wohl oder übel in die Lage gebracht, denn das war die Achillesferse des Straßenpflasters, auf dem die Nationalregierung des 4. September entstanden, — er mußte auf den Balkon treten und eine brillante Rede in den Abend hinaus reden.

Und so hörte den Theuring mit Staunen, wie der Minister diesem Volke zu Munde reden mußte. Wie er das heldenmüthige Volk von Paris haranguirte, wie er es tröstete, jeden Argwohn von Verrath Seitens der Regierung, der es sein Vertrauen

geschenkt, als unwüdig zurückwies, daß er lieber sterben, als einen Zoll breit von Frankreichs Erde, oder einen Stein von seinen Festungen dahin geben werde! Dann kamen die bekannten Phrasen: Europa sieht auf uns, wir kämpfen für die Wissenschaft, die Civilisation, die Vernunft u. s. w. Mit dem letzten Satze: „Unsere Sache ist die des Rechts und der Gerechtigkeit, sie wird schließlich den Sieg davontragen, und wir wollen siegen, sollten wir auch unter den Mauern von Paris begraben werden!" brach der rauschendste Beifall aus. Der Löwe der öffentlichen Meinung war wieder einmal mit Phrasen gefüttert und abgespeist. Jules Favre trat zurück, während die Ovationen noch fortdauerten. Eine gewisse Ermüdung lag in seinen Zügen, dieser Hofdienst, den er als Minister seinem Herrn, dem souverainen Volke leisten mußte, hatte bereits seinen Reiz verloren.

„Sehen Sie," wandte er sich lächelnd zu Theuring, „so geht's einem Minister in diesen Zeiten."

„Ich wundere mich über nichts mehr!" sagte sarkastisch Theuring. „Wenn nun, nachdem diese sich verlaufen, andere fünftausend auf den Platz

kommen und wieder schreien, werden Sie dann auch zu diesen reden?"

„Wenn's sein muß? Allerdings! Wir müssen jede Gelegenheit zu Unruhen und Aufläufen vermeiden, wo der Feind vor unseren Thoren steht. Wir müssen auch des Volkes Willen thun, diesen Grundsatz haben wir in der Opposition seit Jahren vertreten!" betonte zum Schluß Jules Favre.

„Was ist aber dieses Volkes Willen? Wenn nun auch noch 5000 Dritte kommen, die das direkte Gegentheil von dem verlangen, was jene wünschten, und wievielmal 5000 würden draußen vom Lande gerade dies Gegentheil stürmisch fordern, wie dann?"

„Ach, ich weiß wohl, was Sie meinen," seufzte der Minister; „hier schon in Paris sind diese Volksmassen vielköpfig, und wenn wir nicht immer versöhnlich dazwischen träten, hieben sie blind aufeinander. Man muß politisch verfahren und reinen Herzens das — Beste wollen!"

Das war ein Gedanke, des idealistischen Jules Favre würdig, allein der realistische Theuring seufzte dabei, denn er hielt für diese Pariser die strengste Gewalt für das Beste.

Er wollte gehen, allein Favre hielt seine Hand

fest und sagte nachdenklich: „Sie sind von Geburt ein Deutscher und verstehen diese Sprache vollkommen."

„Allerdings!" nickte Jener.

„Zugleich sind Sie ein Elsässer . . ."

„Ein Lothringer," ergänzte Theuring.

„Einerlei, und Sie wollen kein Preuße werden?"

„Mit freiem Willen niemals, ich und wir Alle nicht!"

„Nun gut, haben Sie Zeit, mich zu begleiten? Ich fahre morgen hinaus zu Bismarck, und ich wünschte, daß Sie mitkommen! Nöthigenfalls will ich durch Sie, unseren größten Industriellen in dem gefährdeten Distrikt, der selbst von Geburt ein Deutscher ist, dem Grafen Bismarck beweisen, daß das Elsaß und Lothringen durch und durch zu Frankreich gehört und um keinen Preis getrennt sein will."

Theuring versprach es gern, denn er hoffte zu der Gestaltung des Friedens dadurch mit beitragen zu helfen.

Hatte er doch dabei noch reichlich Gelegenheit, den Minister milder für die Anbahnung des Friedens zu stimmen.

So ward die Stunde des nächsten Tages auf 11 Uhr festgesetzt, bis wo Favre die nöthigen Geleitscheine und Anweisungen zu empfangen hoffte.

Damit schieden sie. — Im Hotel stritt sich der Fabrikherr wieder in den unerfreulichsten Kontroversen mit den ganz in politischen Extremen befangenen Ansichten seiner Frau herum, was ihn ziemlich bitter machte und heftig aufregte. Als er endlich am Morgen den jungen Girard traf, und auf seine geschäftlichen Geldforderungen nur Pariser Phrasen zur Antwort erhielt, übermannte ihn der Zorn und er erging sich in den stärksten Ausdrücken über diese Art und Weise treuloser Lösung von Pflichten, die der Franzose mit vornehmem Lächeln hinnahm. — Theuring bekam kein Geld und mußte sich bei seinen sonstigen Bekannten mit dem Nöthigsten versehen.

Zur bestimmten Stunde fuhr er mit dem Minister und dessen Legationssecretair zu dem Thore von Paris hinaus. Ihr Weg ging über Charenton, denn von dort, auf der Straße nach Villeneuve, gegenüber Choisy, wo die preußische Vorpostenlinie begann, sollte ein preußischer Offizier mit einem Piquet Dragoner den Minister empfangen und zu Bismarck geleiten. Wo sich dieser befand, wußte

Favre selbst nicht, vorläufig war Ferrière, die Sommerresidenz Rothschild's, als Ort der Zusammenkunft genannt worden.

Auch dieser 19. September war ein bedeutender Kampftag, denn an diesem fand das Treffen bei Villejuif statt, das mit der wilden Flucht der besten Truppen in den französischen Reihen endigte. Unter dem Schutz des Forts Charenton standen hier nur einige Mobilen auf Wache, sonst war hier Alles still. Wohl eine Stunde lang trabten die Renner den Steinweg dahin, während von rechts neben der Seine her dumpfer Kanonendonner scholl. Da, — vor den Höhen von Limail hielt quer auf der Chausse eine Schar von Reitern, eine weiße Fahne wehte davor. Ein Hauptmann sprengte dem Wagen entgegen. Die Erklärung ward ausgetauscht — und die gefährliche Scheidelinie zwischen Freund und Feind war — überschritten.

Bei Villeneuve aber stießen sie in die endlosen Marschlinien, auf denen die Armee unseres Kronprinzen von Rheims her ihre Direktion nahm, um auf den beiden Brücken hier und oberhalb bei Athis die Seine zu überschreiten. Seit drei Tagen schon setzte sich dieser Marsch in ununterbrochener Reihen=

folge, geheimnißvoll von den Gedanken eines Moltke dirigirt, fort, und wohin die Reisenden nach den Seiten blickten, überall starrte es von anrückenden Truppenmassen aller Art, und in welcher Ordnung, Ruhe und geschäftlichen Heiterkeit ging das Alles vor sich! — Dieser Wagen mit den drei Reisenden und seiner kleinen Reiterbegleitung war die einzige Störung, die zeitweis bei der Kreuzung der Wege bald der Wagen, bald ein Kriegstrupp erleiden mußte.

Unser Verstand kann sehr leicht mit Tausenden operiren, die Zahlen sind abstracte Begriffe, allein wenn solche Tausende von Truppenmassen lebendig angeschaut vor unsere Sinne treten, so kann sich Niemand dem imposanten Eindruck entziehen.

Auch der französische Minister machte große Augen, denn hier sah er den Feind, diesen Besieger von 300,000 ebenso kriegstüchtigen Franzosen zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht und der Ausruf entschlüpfte ihm:

„Mein Gott, was hat dieser Napoleon so leichtsinnig gewagt! . . .“

„Darum wagen Sie nichts mehr, Excellenz,“ entgegnete Theuring. „Machen Sie Frieden!“

„Wir befinden uns in ganz anderer Lage, wir sind jetzt im Stande der Selbstvertheidigung unserer heiligsten Interessen, dieser Schlachtenmord gegen die unschuldige Republik ist Frevel gegen die Menschheit. Jedes Volk, das noch Gesittung und Bildung kennt, muß sich dagegen empören, und wir, wenn wir weiter kämpfen müssen, können unserer guten Sache vertrauen. Ganz Europa wird von dieser Barbarei indignirt werden, Preußen muß sich moralisch ruiniren . . .“

Also argumentirte der humanistische Minister, während der praktische Lothringer schmerzlich mit dem Kopfe schüttelte, weil er wußte, daß die Moral in solchem Fall immer bei den besten Kanonen ist.

Sie fuhren mehrere Stunden, ohne daß die Massen, die sie nun quer durchschnitten, abnehmen wollten. Als die Kreuzungen weit hinter Villeneuve aufhörten, stießen sie auf weite Lagerfelder aller Truppen, welche abkochten, allerlei Kurzweil trieben, mit den Pferden fouragirten und dergleichen.

„Ist es nicht, als ob die Hunnen und Avaren wieder wie vor 1400 Jahren vor unseren Thoren lägen?“ fragte der Minister leise.

„Wenn diese Hunnen und Avaren kriegstüchtig und disciplinirt sind, wird Ihnen all Ihre sublimste Quintessent der Pariser Bildung mit sämmtlichen Humanioribus nichts dagegen helfen . . . Ich betraure mein armes Vaterland.“

„Ich beweine das schöne Frankreich, wie Sie, das diesem Barbarismus zum Opfer fallen muß, allein ich habe es der Stadt Paris versprochen, keinen Fußbreit Erde . . .“

„O halten Sie ein, mich dünkt, wenn Sie mit dem Elsaß allein loskämen, so wird's gnädig sein. Nur retten Sie mein Lothringen, Metz und die Kohlen- und Eisenwerke! Ich flehe Sie inständigst meinetwegen, ehe es zu — spät wird . . .“

„Nein,“ klang es bestimmt; „Geld sollen sie bekommen, soviel sie haben wollen, aber keinen Theil unseres Territoriums. Dabei bleibt's.“

Indessen waren sie über vier Meilen gefahren, hatten bei Athis die Seine überschritten, immer geführt von ihrem Dragonerpiquet, bis sie an den Flecken Mont Therry kamen. Hier trafen sie auf das Hauptquartier, — wahrlich, ein ganzes Heer für sich! Seitwärts an einer anmuthigen Höhe lag ein Schloß, in das sie geführt wurden. Hier, —

es war bereits 6 Uhr geworden, begegneten sich die feindlichen Minister und debattirten in stundenlanger Unterredung, über die sich Graf Bismarck selbst ziemlich launig ausdrückte, „daß sie nicht über die Grenzen einer akademischen Beleuchtung der Gegenwart und Vergangenheit hinausging.“ — Favre offerirte jede mögliche Summe an Kriegsentschädigung und wies jede Landabtretung als gänzlich undenkbar von der Hand. Im Rath unseres Ministeriums war indessen längst die Abtretung von Elsaß und einem Theil Lothringens beschlossene Sache, wenn auch von Metz noch nicht die Rede war, das noch belagert wurde. — Hierbei stützte sich Favre auf alle möglichen Doktrinen des Völkerrechts und fand es absolut unmöglich, eine Bevölkerung wie die Elsässer, welche treu zu Frankreich hielt, wider ihren eignen Willen zu trennen. Bei dem Seitens Bismarck ausgesprochenen Zweifel dagegen und seiner Versicherung, daß in dieser durchgängig deutschen Bevölkerung sofort deutsche Sympathien erwachen würden, wenn sie frei von der Herrschaft Frankreichs wären, berief sich Favre auf seinen Begleiter. Graf Bismarck horchte hoch auf, als er von dem

größten Industriellen Lothringens vernahm, daß dieser anwesend sei. Theuring ward gerufen.

Bald stand er dem größten Manne des Jahrhunderts gegenüber, dessen große dunkle, eigenthümlich unruhige Augen auf dem Fabrikherrn voll Interesse ruhten, denn für Bismarcks eisernen Willen war die Annexion längst beschlossene Sache und nur die politische Erwägung stand bei ihm im Vordergrund, auf welche Weise die so eng durch die Länge der Zeit an Frankreich gekittete Bevölkerung gewonnen werden könnte.

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte Fürst Bismarck.

„Von Geburt, doch von Charakter und Gewöhnung ein Franzose und ein Anhänger Napoleons, sowie jeder loyalen Regierung Frankreichs.“

„Auch der provisorischen Regierung von Paris? . . . Pardon, Herr Kollege!“ wandte er sich verbindlich zu Favre, „wenn Ihnen die Frage undelikat erscheint.“

Favre verbeugte sich schweigend. Theuring erwiderte: „Selbst für den Nothbehelf, wenn ein Volk wie wir, ohne Regierung ist.“

„Das ist löblich,“ nickte Bismarck. „Sie werden

einst ebenso loyale Deutsche werden, wenn das Schicksal es will."

„Excellenz, das ist für uns eine Unmöglichkeit, ein Ungeheures, das wir nicht fassen, noch denken können; unsre ganze Industrie ist mit ihren innersten Fasern an Frankreich geknüpft, sein Markt ist unser Markt, — wir wären ruinirt, Excellenz," schloß er bestimmt.

„Nun, nun, diese nach Jenseits angeknüpften Fäden lassen sich Diesseits wieder ebenso verbinden, wenn eine wohlwollende Regierung dabei hilft; Zeit und Ueberlegung können Wunder thun."

„Excellenz," warf Theuring kopfschüttelnd ein, „so leicht fließt ein Fluß nicht bergauf, der früher bergab floß. Wir wollen, wir können nicht. Wir wünschen nichts desto weniger sehnlich den Frieden, denn mein ganzes Geschäft liegt darnieder."

„Ei, so gehen Sie zurück in Ihren Wirkungskreis und lassen Sie arbeiten, als lebten Sie im Frieden. Gießen Sie für uns Kanonenkugeln, obgleich wir sie kaum noch brauchen werden. Noch Eins, sind Sie für eine möglichst rasche Wahl einer Nationalversammlung, um Frankreich ein legales

Organ zu geben, mit dem wir in Verhandlung treten können?"

„Jeden Augenblick und je eher, je lieber!" betheuerte der Fabrikherr.

„Nun denn," schloß der Fürst mit der ihm eigenen Kürze und Bestimmtheit und reichte dabei an Jules Favre einen bereitliegenden Bogen Papier hin. „Hier stehen die Bedingungen zu einem Waffenstillstand kurz und bündig, überlegen Sie sich dieselben. Herr Favre, wir sprechen uns morgen in Ferrières wieder. Der Generalstab ist schon aufgebrochen, ich muß ihm heut noch nach."

Und er empfahl sich.

Auf dem Bogen standen die Worte: 1) Aufrechterhaltung des Status quo vor Paris. 2) Um Metz Fortdauer der Feindseligkeiten. 3) Uebergabe von Straßburg, Toul und Bitsch. Unter diesen Bedingungen sei drei Wochen Waffenstillstand gewährt behufs der Wahl einer National-Versammlung.

Es war neun Uhr Abends geworden, sie quartirten sich in dem Flecken ein und debattirten die halbe Nacht über diese drei Punkte. Theuring fand sie im Ganzen annehmbar, weil sie einen guten Schritt vorwärts bringen mußten. Allein Favre

hatte zunächst immer Paris im Auge. Sollte es drei Wochen nutzlos seine Zeit verlieren, eingeschlossen bleiben und seine Lebensmittel müssig verzehren? Er wollte durchaus auf Einführung von Lebensmitteln für drei Wochen bestehen. Dann war die Uebergabe von Straßburg ihm eine unübersteigliche Bedingung. — Vergebens stellte ihm Theuring vor, daß nach den untrüglichen Anzeichen, die er in Straßburg selbst mit eigenen Augen wahrgenommen, die Festung in höchstens acht Tagen fallen würde. Ebenso verschlossen blieb er den Argumenten des praktischen Mannes in Bezug auf Paris, das ja nichts verlieren könne, wenn es während der drei Wochen energisch rüste und die Disziplinirung seiner jämmerlichen Truppen in Ruhe betreiben könne, die hier mehr Noth thue, als das liebe Brot . . .

Favre war nicht hartnäckigen Sinnes; allein immer, das sah Theuring, entschied zuletzt der heimliche Blick auf das Volk von Paris, womit die schlimme Logik der Natur des Ursprungs dieser National-Regierung sich die verhängnißvolle Blöße geben mußte. Würde Paris nicht sagen: Die Regierung hat Straßburg verrathen, hat Paris ohne Gegenwehr verhungern lassen &c.? Und dahinter

standen wohl gar die Arbeitermassen, die späteren Kommunards auf und hätten nichtige Vorwände gefunden, die Regierung selbst zu stürzen durch neue Revolutionen . . .

Theuring verkannte diese Gefahr keineswegs, allein er erwiderte ganz richtig: „Nun so nehme die Regierung dies schwere Onus fälschlicher Beschuldigung von der halb wahnsinnigen Bevölkerung einer Stadt ruhig hin; die sofort zusammentretende Nationalversammlung wird sie von der Schuld entlasten, sie wird ihr den Dank des Vaterlandes votiren, weil sie in Stunden schwerer Gefahr loyal gehandelt!"

Er wies mit beredten Worten darauf hin, wie lieb es dem Minister selbst sein müßte, dieser jetzigen so schweren Verantwortung ledig zu werden und sein Mandat in die Hände der legalen Vertretung niederzulegen . . . Der weiche Favre brach gerührt in Thränen aus, — aber allerhand Hoffnungen und Illusionen, Gambetta rüste in Tours und sammle die ganze Nation, Paris sei auf drei Monate und länger proviantirt, der Winter müsse die Deutschen aufreiben und dergleichen traten eben wieder in den Vordergrund, nahmen seinen Sinn

gefangen — und Favre stand wieder auf dem alten Standpunkt.

Theuring fing Angesichts alles dessen an völlig zu verzweifeln. Wenn Jemand seine Schuldigkeit nach bestem Willen gethan und er sieht, es geht doch nicht anders, so resignirt er endlich — läßt es gehen, wie es geht, er wendet jeden Blick davon.

Er fuhr am anderen Morgen verstimmt mit Favre nach Ferrières hinüber, nur noch einen Gedanken bei sich bewegend: Er wollte von Paris seine Frau abholen und dann fort von der Stadt. Allein Paris war bereits cernirt, das Durchkommen erschien ihm nicht so leicht und seine Erfahrungen beim Fortgang aus Straßburg lebten noch frisch in seinem Andenken.

Hier im Schloß Rothschild's und im anliegenden Dorf hatte sich das Hauptquartier eingerichtet, denn Versailles war eben erst von unseren Truppen besetzt worden. Favre's Ankunft, als offenbar hervorragendste Begebenheit erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Er ward bald zur Conferenz abgeholt und Theuring, um den allseitigen Beobachtungen zu entgehen, floh in seiner unbehaglichen Stimmung in den anmuthigen Park von Ferrières, der auf der

Anhöhe in stundenweitem Umfange sich ausdehnte. — Er ging durch die prachtvollen Anlagen, die schönen Laubengänge mit den kostbaren Statuetten und Springbrunnen, — durch all den zauberhaften Pomp, der die Verschwendung von Millionen nicht scheut, um das Feenhafte dee Märchenfantasie in die Wirklichkeit zu übersetzen. Auf Theuring machte das Alles wenig Eindruck, er suchte einsame Wege, fern im Seitengebüsch, denn ihn beschäftigten lebhaft die Geschicke seines Vaterlandes, deren schlimmstes, wie er immer mehr einsah, die unselige Verblendung der Pariser und der — Nationalregierung war.

Er sah plötzlich zwei Spaziergänger vor sich her schlendern, welche in deutscher Sprache lebhaft disputirten.

„.... Diese Pracht? ...“ rief der Eine. „Sie gerade ist die Frucht der heimlichen Uebervortheilung, die täglich und stündlich an den Millionen redlich Arbeitenden verübt worden ist. Das ist eben Frankreichs Unglück, daß es schon längst der Börsenspekulation verfallen war ...“

„Der Börse? ...“ lachte der Andere, „sie muß doch aber da sein, denn sie ist das natürliche Kind

dieser modernen Zeit und auch auf diesem Felde muß das Verdienst seine Krone ernten . . ."

„Spotten Sie nicht!" mahnte der Andere. „Diese Hyperkultur, die ich hier sehe, ist und bleibt Frankreichs Unglück."

„Ich weiß es nicht; ist das Land meilenweit um Paris nicht überall prächtig angebaut, mit Villen anmuthig besät? Ist nicht jedes Ufer, jede Höhe, jedes Thal, jedes Holz zum wahrhaften Feensitz umgeschaffen? Nehmen Sie die Umgegend von Berlin, wie elend ist diese dagegen bebaut. Frankreich ist ein Land der Urbanität, es ist reicher, zehnmal reicher als das unsre. Wenn es nicht dieses Malheur mit dem Napoleon gehabt hätte . . ."

„Ja, ja, diese Art Urbanität, gerade davor möge uns der Himmel bewahren, das ist die Ueberwucherung gewisser Mächte, die jede harmonische Entwickelung stören, — die Bildung eines Reichthums, der eben die Schwäche, die Zerstörung und den Verfall mit sich im Gefolge hat. Eine Nation ist reich, wenn sie möglichst viele Menschen auf der Quadratmeile reichlich ernährt, und wenn von dem Nationalwerthskapital möglichst Viele Etwas besitzen, und nicht Einige Alles, die Mehrzahl Nichts."

„Der Reichthum vertheilt sich nach Geschick und Fähigkeit überall, auch in Frankreich steht Jedem der Weg offen, zu Vermögen zu gelangen.“

„Ja, aber der Weg ist hier mit lauter Dornen belegt und mit heimtückischen Wolfsgruben umstellt, so daß Jeder, der sich nur einige Jahre darin versucht, darnach strebt, davon los zu kommen und den erworbenen Franc in Rente anzulegen. Sehen Sie, diese Rente ist der ganze fictive Reichthum Frankreichs, in dieser kolossalen Staatsschuld fressen sich die Bürger einander auf und werden zuletzt davon selbst verschlungen werden. Ist das erhört, daß man ein Institut geschaffen, in dem der Bürger auf Grund von Forderungen an den Staat von diesem ernährt werden muß? Und da der Staat doch die Bürger selbst sind, daß ein Theil, und zwar der Gewerbe- und Ackerbautreibende, den andern Nichtsthuenden ernähren muß?“

„O weh,“ lachte der Andere; „Sie sind ein Diogenes in der Tonne, wovon sollten denn die Geldmänner leben und wovon verdienen, wenn die Staaten keine Schulden mehr machen wollten?“

„Ich bin nicht so thöricht, gegen die Macht des Geldes, gegen seinen Zinsfuß und seine Freiheit

Etwas unternehmen zu wollen, allein wer das Geld hat, hat auch die Macht, und wenn gar ein Staat Schulden über Schulden macht, so verkauft er seine Bürger in die Sklaverei an einzelne Bevorzugte. Sehen Sie nur das Vorspiel dieses Krieges an, es begann mit einer Anleihe von 500 Millionen Francs. Gerade die besitzenden Kreise hätten doch allein Napoleon zum Einlenken und zur Umkehr vermögen können, wenn sie die Konsortial-Uebernahme der Anleihe verweigerten. Allein sie verdienten sofort wenigstens 2 Prozent netto, das waren 10 Millionen — ohne die künftige Courssteigerung nach dem Frieden, die vielleicht noch 30 Millionen betragen konnte, damit hatten sie soviel erworben, daß alle Kriegskosten, die sie selbst treffen konnten, dagegen ein verschwindend kleiner Bruchtheil erschien. Das kleine Opfer, das im Fall aller Papiere lag, hob sich nach ihrer Schätzung bald wieder und es war schon des Schauspiels werth, die französischen Soldaten einmal am Rhein und wo möglich um Berlin schalten und walten zu sehen. Wer verliert also faktisch bei diesem Krieg? Nur die große Masse der Nation."

„Das ist deren Sache, dies Volk will ja in seinem

Leichtsinn und seiner Verblendung durchaus nicht sehen und hören, immer läuft es einer neuen Täuschung nach."

„Ach, diese Täuschungen haben ihre Ursache; wer einmal in einem Wald verirrt ist, verliert die Richtung, und wenn nun wie hier, die Folge aller der jahrelang verschobenen Verhältnisse plötzlich zu Tage tritt, so müssen in diesen Millionen Köpfen allerhand wirre Meinungen, Hoffnungen, Parteiungen entstehen."

„Dem sei wie ihm wolle," antwortete der Andere in seiner weltzufriedenen Laune, „jedenfalls ist es weit interessanter, daß wir oben d'rauf sind und es diesmal auch bleiben werden."

„Ja, eben weil wir verhältnißmäßig arm, aber eben soviel geordneter sind."

„Favre ist hier, nun sagen Sie mir irgend etwas Neues!" sprang Jener, der offenbar ein Zeitungskorrespondent war, vom Thema ab. „Ich muß heute noch an die Kölnische schreiben, — ob er auf den Frieden oder den Waffenstillstand eingehen wird?"

„Sie wissen, ich weiß nichts," erwiderte der Andere trocken, „und wenn ich's wüßte, könnte ich

Ihnen doch nichts sagen; allein Sie können sich doch selbst denken, daß das Maß der Täuschungen bei dieser Nationalregierung noch nicht voll ist. Ich mußte gestern protokolliren und habe aus dem ganzen langen Disput nur einmal ein vernünftiges Wort von dem Begleiter des Ministers gehört, weil er aus Ueberzeugung den Frieden wünschte; das machte, er dachte an sein Geschäft, denn er war ein großer Industrieller. Favre und Gambetta aber, diese Advokaten, haben kein Geschäft, höchstens nur das des Phrasenmachens, und das blüht."

In diesem Moment war Theuring ihnen so nahe gekommen, daß sie sich umwandten. Er grüßte unwillkürlich und lächelte bei Erwähnung seiner Person. Der blonde Beamte aber mit der feingeschnittenen Nase und der unmerklich aufgeworfenen Oberlippe, sagte zu ihm und seinem Nachbar gewendet: „Das ist der Herr, der mit dem Minister gekommen ist, und besser Minister wäre, als Jener!"

Theuring verbeugte sich. „Wenn Sie den Raum und die Entscheidung jener Stunde meinen, so würde ich wenigstens meinen Willen durchsetzen, gleichviel, ob ich dadurch in den Himmel gehoben oder gesteinigt würde!"

Theuring hatte allerdings den Blonden im Zimmer Bismarcks schreiben sehen, derselbe stellte sich ihm als Legationsrath X.... vor und weiter zusammengehend fiel der direkt aus Paris kommende Franzose zunächst den Kreuz- und Querfragen des Kölnischen Korrespondenten anheim, der ihn erfinderisch auf Neuigkeiten über Paris auszupumpen suchte. Der Legationsrath pfiff indeß leise vor sich hin und hörte zu, denn einem Korrespondenten, der jeden Tag die Welt mit Neuigkeiten vom Kriegsschauplatze unterhalten soll, muß man seinen Fang lassen, dachte er.

Gelegentlich aber legte er Theuring die Frage vor: „Wollen Sie in Paris sich einschließen und die Bedrängniß der Belagerung mit durchmachen?"

„Nein, nicht im Geringsten habe ich dazu Neigung, ich denke nach einem kurzen Geschäft, das ich noch abzumachen habe, nach Lothringen heimzukehren!"

„Sie kommen nicht mehr durch, Paris ist seit gestern vollständig umstellt, reisen Sie sofort von hier ab."

„Das kann ich nicht, meine Frau ist in Paris, ich will sie abholen."

„Dann müssen Sie einen Geleitschein haben, wenn Sie nicht ernsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein wollen ..."

„Ich dachte so eben, Sie darum zu ersuchen."

„Ich verschaffe Ihnen denselben gern, aber Sie können damit in Paris für einen preußischen Spion gehalten werden ..."

„Das hab' ich schon wegen meiner Aussprache durchgemacht, — ich werde mich darnach verhalten ..."

„Wollte der Himmel, Ihr Herr Favre schlösse ab, die Stimmung bei uns ist günstig ..." sagte der Legationsrath bedeutungsvoll.

„Aber in Paris nicht — und Paris schwimmt mit der Strömung ..."

„Ja, ja, sie sind allesammt Tritonen auf diesen Volkswogen, diese Minister von Paris .." ironisirte Jener.

„Ich sehe kein Ende von dieser Katastrophe."

„Wie's Euch gefällt," lachte der Korrespondent. „Wir spielen weiter mit und Sie, ein Lothringer, werden verspielt, Sie sind der Preis des Gewinnes. So ist's bestimmt und nicht mehr zu ändern."

„Sie scherzen und wissen nicht, wie Sie mich verwunden! Wüßten Sie den ganzen Umfang dessen, was Sie aussprechen!“ rief Theuring erschüttert.

„Nun, nun, ist das so schlimm für Sie, als Deutscher zu Deutschland wieder zu gehören?“

„Der Mensch muß sich in das Unvermeidliche fügen!“ tröstete der Legationsrath. „Dann geht Alles und sieht im Umsehen ganz anders aus.“

Sie waren an das Schloß zurückgekommen. Der Korrespondent empfahl sich, um das zu schreiben, was er gehört und der Legationsrath versprach dem Fabrikherrn einen Paß ausfertigen zu lassen.

Diesem aber trat, unter der Unmittelbarkeit dieser Eindrücke, seine neue Lage immer lebhafter vor die Augen, sein nicht befangener Sinn konnte sich kaum mehr dem endlichen Ausgang der Dinge verschließen, wenn auch immer noch die Sympathie seines Willens dagegen opponirte. Alle die Situationen malten sich ihm aus, in die er mit seinem schon so schwer benachtheiligten Fabrik-Betrieb kommen mußte, — die neuen Zollverhältnisse, der verloren gehende Schutz, den er bisher genossen, die

Konkurrenz, in die er, unter schlechteren Bedingungen, mit der rheinischen und westfälischen Eisenindustrie gerathen mußte — Alles bewegte ihn mächtig, und wenig erfreulich genug, denn immer fand er seinen Vortheil bei Frankreich, so daß er diesem wieder aus der Inbrunst seines tiefsten Herzens Erfolg wünschte, während der nächste Moment kühler Betrachtung doch keine irgendwie sichere Hoffnung bot. Nur — sofort Friede gemacht und wenigstens Lothringen gerettet — allein konnte Er das?? . . .

Als er mit Favre wieder im Wagen saß, ergab es sich nur zu klar. — Der eitle Mann, von dem diplomatischen Genie Bismarcks mit Aufmerksamkeit und Distinction behandelt, sog daraus nur Argumente für die Wichtigkeit seiner Stellung und der französischen Macht, er war ordentlich in erhabener Stimmung, daß er keinen Schritt nachgegeben habe. Theuring verursachte dieses Prahlen tiefen Verdruß, er wußte sich kaum zu halten und wurde immer wortkarger.

Die Phrase von „keinem Stein der Festungen und keinen Fuß breit Erde" siegte, die sämmtlichen

Mitglieder der Nationalvertheidigung verwarfen die Waffenstillstands-Bedingungen und — Paris erging sich in erhabenen Lobpreisungen über diesen seinen Heroismus . . .

---

5. Kapitel.

Pariser Jeunesse dorée.

In Paris, in der Rue de Bourbon, einer Straße, deren Namen die Revolution offenbar abzuschaffen vergessen hatte, wiewohl diese sich sonst mit solchen Heldenthaten immer vorzugsweise beschäftigte, lag das schöne Hotel der Girards. Das Haus von Außen gleich prächtig, wie die ganze Straßenfront, zeigte beim Eintritt soviel Aristokratie und Luxus, wie eben eine reiche Bankier-Familie so leicht und häufig entfalten kann. Der Comfort drängte sich splendid und den echten opulenten Ueberfluß zeigend bis zum Portal hinaus, um dem Eintretenden sofort das Asyl des reichen Mannes, der im modernen Ge-

schmack sich einzurichten weiß, zu produciren. Der Portier öffnet in feiner Livree, — freilich jetzt in dieser schlimmen Zeit ist die Wäsche oft nicht so rein, der Rock ist bestaubt — wenn das der Chef des Hauses sähe, der jetzt in England ist! . . . Der Flur ist drapirt mit köstlichem rothen Sammet, man sagt, die Nagelknöpfe, die den Teppich halten, sind von reinem Gold. Die Treppen sind von blauadrigem Marmor, mit kostbaren grünen Tuchen belegt, während die Nischen an den Fenstern voll von seltenen Gewächsen prangen. Doch wir treten in ein Seitenzimmer, in dem die drei Brüder Girard versammelt sind, denn sie halten mit einander Rath. Der älteste, den wir schon in Recueil kennen lernten, betrachtet sich jetzt als Haupt der Familie, die beiden anderen, stufenweis jünger, doch ebenfalls über die zwanzig hinaus, sind ebenso elegante Dandy's, wie der ältere. Der Eine trägt sogut wie das Haupt der Familie Nationalgardenuniform, die elegant und aus feinstem Tuch, von dem besten Schneider zugeschnitten, Beiden sehr wohl kleidet.

„Denkt Ihr," braust jetzt der erste Girard auf, „daß die hunderttausend Francs ein unerschöpflicher Born sind? Ich sage Euch, das kann nicht so fort

gehen.“ Er redete nämlich von dem Baarvermögen, das mit dem Eintritt der Katastrophe das Haus Girard zusammengerafft und sich als nothwendigen Bestand reservirt hatte, als alle die vielfältigen Geschäftsbezüge des Pariser Handels und Wandels durch den Verlust der Schlachten, die Wechselmoratorien, mit einem Mal still standen.

„Was thut's, wenn sie alle sind? Ich denke, wir verfügen noch über Aktiva genug, um wieder Einnahmen zu machen.“

„Ich bin nicht der Ansicht, die ausländischen hat sämmtlich der Vater mitgenommen, und nur die Passiven uns hiergelassen, die inländischen Aktiva aber liegen fest. So gut, wie wir nichts mehr bezahlen, so gescheut sind auch die Andern — und die Bilanzen mag ich gar nicht ziehen. Ich hab's Euch längst gesagt, wie's steht.“

„Wir haben das Hotel noch!“ rief Einer.

„So lange es uns der Kredit Foncier gestattet, denn wir zahlen keine Zinsen mehr . . .“ replizirte der Aeltere.

„Das wird sich Alles arrangiren lassen,“ rief der Jüngste lachend, „wenn wieder Frieden wird.

Ich weiß nicht, warum Ihr Euch die Köpfe vor der Zeit zerbrecht, einstweilen haben wir . . .“

„Aber der Vater hat direkt einen Menschen von London geschickt, er will durch ihn 50,000 Francs holen lassen, um drüben ein neues Geschäft anzufangen. Es handelt sich um Gewehrlieferungen, und es sind doch kaum noch 50,000 Francs da . . .“

„Das geht nicht,“ riefen die Jüngern eifrig dazwischen.

„Ich wollte Eure Meinung hören; was soll ich ihm antworten?“ fragte er lauernd.

„Schreib' ihm ganz einfach, daß jetzt die Preußen rings um Paris liegen und daß wir aus Gründen des Risiko's und der Gefahr des Verlustes nicht jetzt die Summe schicken können.“

„Ganz recht,“ meinte der Andere; „er ist doch unser Vater und darf seine Söhne nicht Noth leiden lassen.“

„Aber ich muß Euch nun ernstlich erklären,“ hob der Aeltere wieder an, „daß Ihr Euch einrichten müßt. Ich gebe nicht mehr über 500 Francs per Monat für Jeden, darnach richtet Euch!“

„500 Francs!“ riefen Beide entsetzt aus einem

Munde. „Was soll man mit solcher Lappalie anfangen, jetzt, wo gerade Alles theurer wird?“

„Denkt an die Zukunft, es geht nicht anders!“ mahnte der Erstere streng.

„Was hilft mir die Zukunft, wenn die Gegenwart fordert? Ich muß heut 2000 Francs zahlen, ich verlor eine Wette . . .“

„Ich 3000, — meine Louison verlangt sie endlich, sie hat mein Versprechen!“ rief der Jüngste.

„Ihr seid wahnsinnig!“ fuhr der Aeltere in hellem Zorne auf. „Ich bin der Verwalter der Masse, Ihr habt meinen Willen gehört, ich gebe nicht mehr!“ schloß er entschieden.

„Du, Verwalter unserer Masse? Wer hat Dich eingesetzt?“ begehrte der Zweite auf.

„Sagst Du uns denn, was Du verbrauchst mit Deinem Bouquet de Recueil? He?“ witzelte der Jüngste. „Wo sind seit dem 8. August die 50,000 Francs geblieben. Ich bekam nur 12,000 davon.“

„Ich auch nicht mehr!“ rief der Zweite. — „Das sind 24,000, — fehlen 26,000 ganz allein für Deine Rechnung. Gieb uns erst Jedem 17,000 Francs heraus, dann wollen wir zufrieden sein.“

Diese Rechnung ließ an Klarheit nichts zu wün-

schen übrig und der Chef des Hauses stockte Anfangs in Verlegenheit. „Ich habe das Haus repräsentirt, das kostet immer.“

„Schade nur, daß das jetzt unnütz ist, und die Lothringerin, he, was kostet diese?“

„Was ich an sie verwende, ist Abtragung unserer Schuld. Ihr wißt doch, Theuring hat über 150,000 Francs gut; er ist sogar hier, um sie einzuziehen.“

„Du wirst, Du kannst ihm nichts geben!“ begehrten Beide, wie zwei junge Löwen auf, die ihre Beute bewachen. „Wir sind nicht schuld an diesen Affairen, sondern die Verhältnisse.“

„Das verbietet sich von selber, ich kann nicht,“ entgegnete auch der Aeltere.

„Eine Schuld nur, rathe ich Dir, ihm zurückzugeben, seine Frau!“ lachte häßlich der Jüngste. „Denn ich kenne Deine Verpflichtung, es war nur der interessanten Liaison und des Plaisirs wegen.“

Der Aeltere antwortete darauf nicht, der zweite ließ ihm auch keine Zeit, denn er sagte vorwurfsvoll: „Und wie verfährst Du als genereuser Hauptmann in Deinem Arrondissement, da ist es freilich angenehm, mit Geld um sich werfen zu können.“

„Schweige mir davon!“ fuhr der Hauptmann

unwillig und mit finsterer Miene auf. „Ich hab's Euch gesagt, ich will mich zum Maire unseres Arrondissements wählen lassen, und ich komme als Mann des Einflusses dadurch in die Regierung, das kostet freilich Geld und Aufwand. Wer weiß aber, ob ich Euch dann nicht Alle ernähren muß, denn was hilft's, wenn wir auch siegen? Haben wir damit unsere alten Ressourcen sofort wieder?"

„Sehr liebenswürdig von Dir," spottete der Jüngste, „daß Du so hübsch an die Zukunft denkst, nur laß uns auch nicht unsere Gegenwart vergessen. Ich brauche 3000 Francs und mache sicher durch meine reizende Louison Carrière."

Da der ältere sich entschieden weigerte, wurden die Vorwürfe und Entgegnungen immer bitterer, wenn nicht der Zweite einen Vermittelungsvorschlag gefunden hätte.

„Wir haben noch Ausstände, ich könnte meine Wette von 2000 Francs mit Ausständen bezahlen."

„Ausstände genug, aber noch weit mehr Verpflichtungen dagegen."

„Was thut das? Die Letzteren braucht man nicht zu bezahlen, aber die Ausstände kann man cediren."

„Wer würde sie nehmen? Louison nimmt nur Francs oder Rente!“ klagte der Jüngste.

„O ich weiß einen Clubb in der Rue de grossières, dort wird täglich mit solchen Posten gehandelt; sichere Auswärtige gelten 30 — 40, Pariser 50—60.“

„Mit Pariser Ausständen geht das nicht,“ warf herrisch der Chef dazwischen, „unser Ruf des Hauses wäre sofort ganz dahin . . .“

„Ich weiß, wir haben massenhaft Wechsel mit der Unterschrift Theurings in unserem Portefeuille,“ begann der Zweite, „der Name ist gut, gieb Jedem von uns 18,000 Francs auf Theuring, so lassen wir Dich 14 Tage zufrieden . . .“

Girard stöhnte und handelte, allein die jungen Wölfe ließen nicht los, wieder mußte er die schneidendsten Vorwürfe über seine stärkeren Ausgaben hören und gewissermaßen aus Gründen des Gleichgewichts für ihre Kasse, aus der der ältere Girard den Unterhalt für die Frau Theurings genommen, bestanden sie auf Theuring'sche Guthaben, und endlich wurde die Mappe hervorgeholt, worauf die Beiden mit ihrer Beute fröhlich von dannen zogen.

Es war mit dem Eintritt der Katastrophe in

den Handelsverhältnissen ein ganz eigenthümlicher Zustand geschaffen worden. Mit dem vom Corps legislatif beschlossenen Gesetz der Wechselstundung wurde das ganze so viel verzweigte Netz aller älteren Verpflichtungen, Forderungen nnd Zahlungen plötzlich durchgeschnitten. Der Schuldner lachte dem Gläubiger in's Gesicht und Jeder mußte ein neues Geschäft unmittelbar auf Baar gegen Baar anfangen. Was somit jede Betriebskasse geschickt in dem Moment dieser Krise zusammenraffen konnte, das war Geld, alles Andere wurde zur leeren Zahl auf dem Papier.

Theuring hatte nun gerade ganz aus denselben Gründen, um sich Baarmittel zu verschaffen, eine Portion von über 100,000 Francs Wechsel beim Ausbruch des Krieges an das Haus Girard geschickt, damit dieses sie bei der Bank von Frankreich disconTiren lassen möchte.

Mit dem so Schlag auf Schlag folgenden Schlachtenverlust zwischen dem 6. bis 16. August schloß die Bank selbst ihr Wechselgeschäft und das Haus Girard behielt die Theuring'schen Accepte in seinem Portefeuille. Auf diese nun hatten es die Söhne des Hauses abgesehen. Was that es, wenn

sie auch dieselben nur mit 30 Prozent verwertheten? Sie bekamen doch baar Geld dafür, das war für sie genug, denn für die Pariser Agenten, welche sich mit diesem Handel befaßten, war Theuring ein bekannter Mann, der ausgiebig viel Grundbesitz besaß und jedenfalls zahlungsfähig blieb, gleichviel was aus dem Kriege würde.

Der ältere Girard war aber wenig, wie es schien, von der Affaire erbaut, er stützte sein Haupt nachdenklich. Die Lage seines Hauses, wenn man noch von „Haus" reden konnte, war auch verzweifelt genug. — Von Schuld oder Nichtschuld konnte man füglich hier nicht mehr reden; das Geschäft war schon vorher nicht zu fest gewesen, denn die Firma befand sich mit Ausbruch des Krieges noch auf den bedeutsamen Zwischenstationen des Reichwerdens, wo die Spekulationsgeschäfte — bürgerlich betrachtet, am äußersten gesetzlich erlaubten Rande des siebenten Gebots — und geschäftlich betrachtet, in den Operationen sich ebenso gewagt bewegten, wie bei einem geschickten Bankhalter am Pharaotisch. Diese Lage war wesentlich verschieden von derjenigen alter Häuser, die als längst fundirt, solche gefährlichen Stöße wohl aushielten, während derselbe Stoß-

wind sonst Alles umwarf und zertrümmerte. So stand's mit dem Hause Girard, es war bankerott, sobald die Wiederkehr der regelmäßigen Geschäfte aufgenommen werden mußte. Ganz dieselbe Aussicht, die sich für die große Masse der Pariser Kleingeschäftsleute und Bürger, wie ein Schlund, der sie verschlingen mußte, aufthat, wurde ja das eigentliche Motiv, das sie zuletzt zu der sozialistischen Idee der Kommune trieb. Denn als nach dem Frieden Thiers zum Präsidenten erwählt wurde und die National-Versammlung, nachdem über acht Monde verstrichen waren, die Aufhebung der Wechsel- und Miethenstundung dekretirte und somit alle alten Verpflichtungen, als ob da gar nichts zwischen liege, abgewickelt werden sollten: da waren die Guthaben verzehrt und die Debets blickten jeden Pariser mit krasser Verzweiflung an; der Wirth wollte die gestundete Miethe und drohte sonst mit Exmission, kurz, jedes kleine wie große Geschäft sah sich ruinirt. Dieser ruinirte Bürger aber hatte unterdeß ja Staatsdienst für anderthalb Francs täglich genommen; er war Soldat oder Nationalgardist geworden, welches Soldatenthum freilich mehr lächerlich als gefährlich gewesen, indessen ihn doch nun zum Prole-

tarier gemacht hatte. Als solcher mußte er Social-demokrat und Kommunard werden und selbst Diejenigen, welche den höheren Klassen und Ständen angehörten, mußten selbst sich allmählich dahin neigen und in eben dem Maße enragirte Staatspolitiker werden, als sie bürgerlich ruinirt waren. Jemehr daher dem Hauptmann Girard der Boden unter den Füßen schwand, desto eifriger wurde er Republikaner, wenn auch nur ein blauer, der mit Leib und Leben sich für die Nationalregierung interessirte. Die Reminiscenz seiner socialen Stellung sowie seine offene Hand brachten ihm die Wahl zur Hauptmannscharge ein. Nebenbei entdeckte er gar, daß ein verborgenes Rednertalent in ihm schlummerte; die Verhältnisse weckten es und — seiner jugendlichen Eitelkeit gefiel es, mit Bravorufen und Beifallklatschen belohnt zu werden. Ja es war nicht zu leugnen, er konnte im Redefluß über die heiligen Pflichten der Republik, der Opferwilligkeit und der Hingabe an's Vaterland und dergleichen innige Wärme entwickeln, und da diese Soldaten überhaupt weit mehr debattirten, als kämpften, so ward er nachgerade der Mann des Tages in seinem Stadtviertel.

Leiden und Freuden brachten in diesen bewegten

Tagen zudem die Menschen näher an einander. Es bleibe dabei unentschieden, ob die Ursache dieser seltsamen Erscheinung in dem neuerwachten politischen Leben, in dem Zauber der Befreiung von dem cäsaristischen Tyrannen und der wiederhergestellten „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" zu finden war, oder ob die gänzlich unterbrochene Jagd nach dem Gewinn, der sonst alle Gemüther der Großstadt bewegt und Jeden stumm und nur mit sich selbst beschäftigt, an dem Andern vorbeidrängt, jetzt die Bürger zur Geselligkeit zusammentrieb, weil eben die — Langeweile eins der unerträglichsten Dinge dieser Welt ist: kurz, die Thatsache war da, in jedem Arrondissement bildeten sich jetzt die unvermeidlichen Klubs, in denen die Welt nach Möglichkeit regiert wurde, abwechselnd mit geselligen Zusammenkünften, die namentlich in den feineren Vierteln höchst gemüthlich und amüsant waren. Heute war zur Feier der Wiederkunft Favre's und des verworfenen Waffenstillstandes solch ein Arrondissementsfest angesagt, und dort traf sich Alles, der Vornehme mit dem Kleinbürger, die Männer mit ihren Frauen, die Demi-monde, sowie jede sonst beständige Liaison —

Alles durcheinander — „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!"

Der feine Hauptmann denkt jetzt an diesen Abend, der herannaht; er steht auf, mustert seinen militairischen Anzug, besieht die feinen Hände, seine Nägel, zieht den kleinen schwarzen Schnurrbart durch die Finger, — da klopft es, und ehe er noch hereingerufen, tritt lachend eine Dame herein.

Es ist Niemand anders, als die Herrin von Recueil. — Die reife, volle Schönheit hatte Alles gethan, um durch die ausgesuchteste Toilette jeden Angriff der Jahre zu düpiren. Frau Theuring war ja auch in dem besten Alter, keinerlei Kinderaffairen hatten bei ihr Verheerungen angerichtet, höchstens that ein gewisses Ueberschwellen der Formen ihrer Schönheit einigen Eintrag; dafür suchte die Gefallsucht ätherische Formen der Kleidung. Ihre vollen Schultern schmückte ein Umhang von spinnewebeartiger durchsichtiger Feinheit, der über einem Kleide von sattblauem Sammet florirte und webte, vorn war das Kleid mit Knöpfen von blinkenden Opalen besetzt. Der volle Hals, die reiche Rundung der Schultern gewannen dadurch verführerischen Reiz, hob ihren gerötheten Teint in das duftige Element

des begehrenswerthen Anschauens. Ihr dunkelbraunes Haar war trefflich frisirt und die Coiffüre mit rothen Blumen und schwarzen Haarbändern machte das Lächeln des Gesichts, mit dem sie eintrat, so reizend, so sinnig, als sei dies Alles die Illusion des liebenden Wahnsinns einer fünfundzwanzigjährigen Jugend.

Der Dandy Girard erhob sich, ziemlich lethargisch, — ein aufmerksamer Beobachter des menschlichen Herzens würde ihn als im Stadium des abnehmenden ersten Viertels der Leidenschaft angelangt, beurtheilt haben, dieselbe war über den Kulminationspunkt längst hinaus, im Niedergange begriffen, doch jedenfalls immer noch ein angenehmes Spielzeug — schon der Merkwürdigkeit wegen ... Wie oft sind die Frauen das Spielzeug roher, gewissenloser Männer! ...

„Edmund, ich komme früher, ich sehne mich nach Dir, die Unruhe treibt mich her!" begann sie. — Der so klagend Angeredete faßte mit der Hand vor den Mund, als ob er ein Gähnen unterdrücken müßte, denn diese Gattung der jeunesse dorée fand nur das muntere Liebeständeln, den Leichtsinn

und den frivolen Genuß interessant, doch beherrschte sich der Angeredete und erwiderte:

„Was für Unruhe, mein Kind?"

„Weißt Du, Edmund, ich habe mir überlegt, ich will an ihn schreiben, ihm sagen, daß ich ihn nicht mehr liebe, nie geliebt habe. Wie konnte sich auch helles Jugendfeuer mit dem Greisenalter verbinden? . . . O wie unglücklich bin ich durch dies vorzeitige Band geworden! . . . ." Sie schluchzte wieder.

„Cecile!" rief Girard unruhig, „thue das nicht, laß erst diese bedenklichen Zeiten vorüber, solcher Schritt will überlegt sein."

„Gerade diese Zeiten, Edmund, die so wunderbar erhaben und neu sind; da wird er begreifen, daß Neigungen und Leidenschaften die stärksten Bande lösen, andere binden. Mein Edmund, Du weißt, wie ich Dich liebe! . . ."

Sie sank an seine Brust, während er sie mit peinlicher Miene hielt. — Frau Theuring war eine von den nicht seltenen Frauencharakteren, welche von der Phrase des Erhabenen und Pathetischen so leicht berückt werden. Sie befand sich in dem Alter, wo eine Frau, welche jugendlich an einen alten Mann

verheirathet, so leicht in die Versuchuug des Naschens und Nippens an dem Becher der Lust fällt, wogegen nur die sittliche Ueberlegung bewahren kann, — gerade in dieser Zeit war dieser hübsche Franzose in den Bereich ihrer Umgebung gekommen und hatte sie zum Plaisir eines kleinen Verführungsromans ausersehen. Ihm war es freilich nur ein Spiel, — eine Liebhaberrolle für einige Zeit: aber dies Weib, dem dieses Spiel galt, war eingebildet genug, an den ewigen Ernst der Situation zu glauben, — ein Irrthum, der in Thränen und Täuschungen enden mußte. — Sonst muß man auch bedenken, was der Umgang und die tägliche Erfahrung in einer Stadt wie Paris zu bedeuten hat, dies Paris, das in seinen leichten Sitten heut schon ganz dem Rom in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gleicht; denn solche Dinge sind ansteckend, wie es schon die Luft bei dem Herrschen kantagiöser Krankheiten ist.

„Sieh,“ fuhr sie fort, „er kommt wieder, ich muß ihn sehen und hören, jedes seiner Worte erweckt Widerspruch in mir, er denkt in allen Dingen anders, er verachtet Paris, ironisirt über die Nationalregierung, über Trochu, über Alles . . .“

„Ja wohl, mir schien es auch; er ist ein Abtrünniger; er hat kein Herz für's Volk!“ warf Girard ein.

„Nun will er mich mitnehmen, und ich — ich kann von Paris, von Dir nicht fort!“

„Thue, wie Du denkst,“ rieth der junge Mann, „bleibe hier, bis wir glänzend siegen und ganz Frankreich von diesen Preußen befreien, — nur laß den Schleier des Geheimnisses ferner über unserer Liebe ruhen, die gerade dadurch so reizend, so anmuthig ist.“ —

„Wenn sie aber entdeckt wird?“ fragte sie.

„Nun, dann ist es Zeit, andere Maßregeln zu überlegen; jetzt komm, die Stunde rückt heran, daß wir in den Klub de Réunion gehen. Ich muß heut sprechen. Mein Rival von den Rothen, — Du weißt, der ebenfalls nach dem Sitz der Mairie strebt, — will heut über die Verräthereien der Nationalregierung positive Enthüllungen machen, ich werde die Regierung vertheidigen und dann, nach dem ernsten Geschäft der Berathung, winkt uns der heitere Tanz und die ungebundene Geselligkeit; wir werden uns amüsiren und Vergangenheit und Zukunft ver-

gessen!" schloß er im heiteren Bonvivanttone, umfaßte sie und küßte sie.

„Vergangenheit und Zukunft!" lächelte sie mit Thränen im Auge. „Sei mein treuer Edmund, wie Du mir hundertmal geschworen hast, gelt, Du verläßt mich auch nicht?"

„Welche Rede, meine Geliebte, meine Einzige!" rief er, liebende Entrüstung hervorkehrend. „Aber mache mir heut nur dem anwesenden Regierungs-Kommissar ein wenig die Cour, er ist stets aufmerksam gegen Dich, das kann mir von Vortheil sein und Dir ist es ein unschuldiges Vergnügen."

„O Edmund! Ich fühle mich stets so wohl in dieser angenehmen Gesellschaft, wie gemischt sie auch ist. Frei unter Männern kommt unser Geschlecht da in Geltung, man wird so heiter und erhaben gestimmt unter dieser Garnitur ausgezeichneter Bürger voll Bravour und Muth! . . . Mag da werden, was will," schloß sie ermuthigt und fast ausgelassen, „ich bin des langweiligen Recueil satt. Hier ist Leben, hier ist freier Athem, hier ist Seligkeit, wenn ich an Deinem Arm von

allen Blicken bewundert werde! — Komm, laß uns gehen!“

Sie gab ihm den Arm und Beide gingen hüpfend die Treppen hinunter, und zum Hause hinaus.

---

6. Kapitel.

In trefflicher Gesellschaft.

Etwa um dieselbe Zeit mit dem sinkenden Abend war der Fabrikherr mit Favre von seiner Reise zurückgekehrt und hatte sein Hotel aufgesucht. Er fand seine Frau, welcher er gerade ernstliche Befehle zur Vorbereitung der Abreise geben wollte, nicht zu Hause; ihn verdroß das. Als er dabei in die anliegenden Zimmer seiner Frau trat, fand er dort Alles in großer Verwirrung und Unordnung; die Kammerzofe war, anstatt aufzuräumen, ebenfalls den Vergnügungen der Hauptstadt nachgegangen; ihn selbst erwartete man nicht, denn seine Wiederkunft war unbestimmt gewesen. Er schloß aus den umher=

liegenden Residuen der Toilette im Boudoir, daß seine Frau zu einem Feste sich angekleidet haben mußte, was ihn eben nicht milder stimmte.

Ohne einigen Argwohn war er schon nicht, dazu forderte ihn ihr räthselvolles Betragen, sowie sein Alter und seine Erfahrung unwillkürlich auf. Er sah zerrissene und zerknitterte Briefschaften im Kamin liegen, an die man offenbar die letzte Hand des Verbrennens anzulegen vergessen hatte. Er nahm einige Stücke, las darin, setzte Einiges zusammen, — der Eifer trieb ihn zur weiteren Arbeit, sein Wissen ward erregt: — bald hatte er zwei kleine Billets auf den Tisch gebreitet, aus denen ihm eine gänzlich unverschleierte Geschichte in vollster Klarheit entgegenstarrte. Die Billets waren von Girard an seine Frau.

Er sank entsetzt auf einen Stuhl, die Gedanken schlugen mit Keulenschlägen in das Gehirn des alten Mannes.

Die auf dem Tisch hingebreiteten Stücke erklärten ihm Alles, Alles, — winzige Stücke mit dürren, kalten Buchstaben und Zeichen, — aber Buchstaben haben oft dämonische Gewalt, sie gleichen den Geißeln

der Furien und dem Schlangenhaar des Gorgonenhauptes.

Er sprang auf, suchte und stöberte alles durch, durstig nach weiterer Entdeckung. Beim Oeffnen der Schreibmappe seiner Frau fand er einen angefangenen Brief, den sie an ihn selbst gerichtet, — ein Versuch ihrer zu Girard ausgesprochenen Absicht zu einem Scheidebrief. — Sie hatte Phrasen von unüberwindlicher Neigung des Herzens und des Schicksals Willen und dergleichen geschrieben, mit Hinzufügung des festen Entschlusses hier zu bleiben und ihr Schicksal mit diesem Girard zu theilen . . .

Ein grimmes Hohnlachen entwand sich seiner Brust, doch dieser schwache Versuch von offener Handlung gegen ihn sänftigte wenigstens den spitzen Stachel, daß sie den Willen zeigte, ihn nicht zur fortgesetzten Beute der Hintergehung machen zu wollen.

„Hoho!“ rief er, „ein Wort, wenn Du darauf bestehst, Du Falsche, so kannst Du's genießen!“

Er steckte diese Briefe zu sich; wild und kaum seiner Sinne mächtig, verließ er den Schauplatz dieser seltsamen Entdeckung und wollte fort stürmen, selbst nicht wissend, wohin.

Auf dem Flur des Hotels trat Jemand zu ihm, da er nicht hörte, fand er sich am Rocke festgehalten. Ein jüdischer Händler redete ihn bald deutsch, bald französisch an:

„Hab' ich die Ehre, Herrn Theuring . . . ?"

Theuring sah ihn gedankenlos an: „Ich habe keine Zeit . . ." Und wollte weiter.

„Hat der Herr doch so viel Zeit, einen Blick auf seinen eigenen Namen zu werfen?" rief der Jude, und hielt ihm beim Schein des Gaslichtes auf Zetteln, die er wie Kartenblätter in der Hand gefaltet hielt, vier quergeschriebene Namen vor.

Ein Name in dieser Stellung auf einem Wechsel erweckt immer Aufmerksamkeit, zumal wenn man seinen eigenen da erblickt. Theuring stutzte also doch, griff nach den Wechseln und sah sich dieselben an.

„Wie kommen Sie zu diesen Papieren?" fragte er erstaunt.

„Wie ich bin gekommen? Durch Handel, hab sie theuer gekuuft, ehrlich gekauft vom Hause Girard. Erkennen Sie an?"

Theuring schwieg noch.

„Hat's doch keine Eile mit dem Bezahlen,

werther Herr Theuring, sind ja ein feiner Name auf dem Papier. Ich hörte nur, weil's der Zufall wollte, daß sie selbst hier sind."

„Das ist höllischer Betrug!" schrie Theuring. „18,000 Francs! Herr, die Wechsel müssen gestohlen sein, kein ehrliches Haus durfte sie ausgeben. — Ich behalte sie und mache sofort Anzeige."

„O nein, mein Herr, das Papier ist mein. Sehen Sie nur zu, das Haus Girard hat mit seiner Namensunterschrift sein Giro draufgesetzt."

Theuring wandte die Papiere um, auf der Rückseite stand's.

„Girard!" stöhnte er und fuhr taumelnd zurück. „Welche Schandthat! Betrug um mein Weib! Betrug um mein Vermögen!" Er wußte, daß durch den Zufall, den wir schon erwähnt, das Haus 100,000 Thaler in Wechseln von ihm hatte, während es ihm selbst anderthalbmal so viel schuldig war. Ein Verkauf dieser Wechsel bei diesem gegenseitigen Abrechnungsstande schien bei einem soliden Hause, dem man Vertrauen schenkt, undenkbar.

„Wie kamen Sie zu diesen Accepten?" forschte der Fabrikherr.

„Nun, Sie werden's doch wissen, das Wechsel-

geschäft liegt sonst fest, wegen der Kriegszeit und wegen der Stundung: aber doch wird darin gehandelt, denn Mancher braucht nothwendig baar Geld und Baargeld ist rar, ist theuer, nun wissen Sie es. Vor zwei Stunden sind diese Accepte theuer, sehr theuer gekauft von zwei Söhnen des alten Girard, was ist's? Das Haus braucht Geld und versilbert seine Guthaben!"

„Aber ich habe zehnmal so viel Guthaben dagegen, das ist schändlich . . ."

„Können Sie auch Ihre Guthaben verkaufen, schade nur, daß sie nichts werth sind, denn die Girards werden schwerlich zahlen. Doch wie wär's, wenn Sie Ihr Giro darunter setzen, so geb' ich auch 40. Dann ist's was anders," komplimentirte der Jude und war bereit zu einem neuen Geschäft.

Theuring überlegte. „Ich muß erst den Edmund Girard, den Hauptmann sprechen, eher verstehe ich mich zu nichts."

„Wollen Sie ihn sprechen, so werden Sie es sehen, ich will Sie zu ihm führen."

„Wo ist er?" fragte Theuring rasch.

„Nicht weit von hier, im Club de Réunion; sie sind im Arrondissement beim Fest, da fehlt er nicht;

ist mir selbst lieb zu hören, ob sein Giro ächt ist, denn diese seine Brüder, ei, ei, das sind leichte Vögel!"

„Führen Sie mich!" kommandirte Theuring und er folgte dem Juden, kaum seiner Gedanken mächtig, die wie die sich kreuzenden Fluthwellen an der Brandung, auf seine Brust daherstürmten.

Im Club de Réunion war man bereits bei der geselligen Unterhaltung und dem Tanze angelangt. Die Verrathsanklagen waren, nach dem glänzenden Erfolg, den Favre heimgebracht, indem er — keinen Waffenstillstand und keinen Frieden geschlossen, was bereits die Abendblätter pomphaft verkündet hatten, — von dem rothen Ankläger gar nicht angehört, sondern niedergeredet und ausgezischt worden, worauf ein großartiges Hoch auf die National-Regierung die politische Berathung schloß. Die wenigen Rothen, die in diesem feinern aristokratischen Viertel sich eingefunden, verzogen sich mißvergnügt und die Gesellschaft entfaltete sich unter diesem so leichtlebigen Naturell der Franzosen um so heiterer und lustiger, als ob Paris sich im tiefsten Frieden befände. Die Sage erzählt, die Babylonier tanzten und feierten Feste auf ihren Mauern aus Gründen der Demon-

stration gegen ihren sie belagernden Cyrus, die Pariser leisteten noch mehr in dieser Art Heroismus.

Der Wechselagent durchstrich den Saal und die Seitenzimmer, bis er Girard an einer Tafel im Büffetzimmer entdeckte; er holte den wartenden Theuring. Dieser fand seine Frau neben Girard sitzen, rosig aufgeregt, bald mit diesem, bald mit ihrem Nachbar zur Linken lachend und heiter sich unterhaltend. Sie bemerkte ihn nicht, er ging hinter ihrem Rücken bis an Girards Stuhl, endlich legte er die Hand auf dessen Schulter und sagte: „Herr Girard, ich habe mit Ihnen ein Wort zu sprechen!" Dann wendete er sich zu seiner Frau, verbeugte sich und sagte: „Wie befinden Sie sich, Madame?"

Beide wurden starr und bleich, als sie so plötzlich dies eisige, furchige Gesicht hinter sich erblickten, das wie ein Gespenst erschienen war.

Die Situation mußte eigenthümlich wirken, denn plötzlich brach ringsum alle Unterhaltung ab und aller Augen richteten sich auf die Scene.

Allein in demselben Moment stand der gewandte Franzose auf und sagte zu Theuring: „Ich stehe zu Diensten, mein Herr!" während er sich zu seiner

Umgebung mit den Worten wandte: „Pardon, für einige Augenblicke!“

Er führte Theuring in ein Nebenzimmer, wo sie allein waren; der Jude folgte.

Theuring nahm die Wechsel dem Juden aus der Hand. „Haben Sie diese meine Accepte heute verkaufen lassen?“

Girard wurde verlegen und sagte: „Ich nicht, meine Brüder haben es gethan. Indessen, Sie haben das Guthaben von uns zu fordern! . . .“

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ ironisirte Theuring, „daß Sie auf diese interessante Weise Anleihen auf meine Kasse aufnehmen. Das habe ich sonst nirgends, wenn nicht bei zweideutigen Leuten, als Brauch gefunden . . .“

„Die abnormen Zeiten sind schuld!“

„Und darum handeln Sie noch weit abnormer; Sie verweigerten mir jedes Guthaben und stützten sich auf die gesetzliche Vorschrift der Wechselstundung; und Papiere, die ich Ihrem Hause aus Vertrauen zu ganz anderem Zweck gegeben, machen Sie zu Geld? . . . Ich nenne das elenden, schändlichen Betrug! . . .“

„Ich rathe Ihnen, mich nicht zu beleidigen, Sie

stehen vor einem Offizier der Nationalgarde!" drohte Girard im Anflug seiner kriegerischen Ehre.

„Mit einem Mann von so zweideutigem Rufe, den ich bei Gericht verklagen kann, schlage ich mich nicht;" sagte Theuring finster. „Sie werden mir morgen alle meine Wechsel einhändigen, das heißt: diejenigen 100,000 Francs, die ich Ihnen zum Zweck der Diskontirung bei der Bank schickte . . ."

„Das kann ich nicht, das Wechselgeschäft hat gesetzliche Stundung. Sie müssen abwarten, bis das Moratorium aufgehoben wird, dann werden wir reguliren."

„Ha, reguliren, kleiner Mann!" lachte Theuring bitter und verächtlich, „welchen Accord wird Ihr — fallirtes Haus noch bieten können!"

Girard zuckte vor dieser Wahrheit zusammen. „Sie beleidigen uns und unseren Ruf, wenn wir auch, wie alle Pariser Häuser mit Verlusten kämpfen . . ."

Theuring unterbrach ihn und sagte scharf und bestimmt: „Sie werden mir morgen früh Punkt neun Uhr durch diesen Unterhändler" — er zeigte auf den Juden — „die vollen hunderttausend Francs Wechsel schicken oder — ich fahre um zehn Uhr

direkt zu Favre, um die Hülfe der Regierung zu beanspruchen."

Bei der Erwähnung dieses Ministers stutzte Girard; er wußte von der persönlichen Bekanntschaft Theurings mit Favre und seine eigenen Pläne, die er im Herzen hegte, litten nicht, daß irgendwie sein bürgerlicher Ruf Schaden litte, deshalb sagte er tonlos:

„Ich werde die Wechsel schicken, aber mit Ihrem anderen Guthaben müssen Sie mit meinem Vater rechnen, wir brauchen es gesetzlich nicht und können es momentan nicht ..."

Theuring nahm hierauf die zerrissenen Stücke der Briefe heraus. „Bekennen Sie sich zu dieser Handschrift?" fragte er, durchdringend den Dandy ansehend.

„Mein Gott, ja," erwiderte er ausweichend, „man schreibt Vieles!"

„Ja wohl — Leichtsinniges und handelt auch so!" ergänzte Theuring.

In demselben Augenblick trat Frau Theuring hinein, die freilich nichts Gutes ahnen mochte, obwohl sie noch nicht wußte, um was es sich handelte.

Er reichte ihr den Entwurf des Briefes, den er in ihrer Schreibmappe gefunden und fragte: „Madame, haben Sie dieses geschrieben?“

Sie blickte hinein und entgegnete, an Girards Seite tretend; „Ja, mein Herr, das ist meine Meinung; wenn Sie verborgene Portefeuilles durchstöbern, so haben Sie mir einen solchen Brief wirklich zu schreiben erspart!“ schloß sie gereizt.

Auf Theurings Antlitz malte sich tiefer Schmerz, er stockte einen Augenblick. Doch wollte er in der Gegenwart des Agenten, der verwundert in die Scene drein sah, keinen Eklat. Er sagte daher kalt und gemessen: „Madame, geben Sie mir Ihren Arm und kommen Sie mit mir nach Hause, ich reise morgen ab.“

„Ich danke,“ sagte sie schneidend, „ich befinde mich in trefflicher Gesellschaft und wünsche Ihnen glückliche Reise!“

Sie nahm damit den Arm Girards und kehrte mit diesem, als ob nichts vorgefallen, zu ihrer Gesellschaft zurück.

Theuring beauftragte den Agenten kurz mit dem morgenden Geschäft, er selbst ging wankend nach Hause. Nur bisweilen rief er laut: „Glückliche

Reise! haha! Verblendete! Wer weiß, welchem Glück Du entgegenfährst! Du bist verloren — und ich, ich habe Dich verloren. — Glückliche Reise!" ...

Am andern Morgen pünktlich kam der Agent und brachte sämmtliche Wechsel, selbst die gestrigen 18,000 Francs waren dabei. Girard mußte sie mit 70 zurück vom Juden erhandeln, und dieser hatte also in 16 Stunden 5400 Francs daran verdient, was ihn glücklich machte. Er hatte übrigens dabei gesehen, daß im Girard'schen Hause noch baar Geld vorhanden war, das gab ihm Respekt und er sagte mehrmals zu Theuring: „Sie haben Geld, die Girard haben noch Geld, da können Sie verdienen, viel verdienen!"

Theuring lächelte dazu, er wußte sehr gut, warum Girard so pünktlich die Wechsel schickte.

Als er seinen letzten Gang aus dem Hotel antreten wollte, ging er noch an die Thür seiner Frau. Er wollte sie nach der Ueberlegung einer Nacht noch einmal gemessen auffordern, mit ihm zu reisen. Allein er fand die Zimmer verschlossen, er klopfte vergebens und — schied.

---

7. Kapitel.

Ein Blick auf die Emmersburg.

Auf der Emmersburg war lautes Leben, der ganze Hof lag voll Einquartierung, — voll Franzosen aller Waffengattungen mit preußischen Kriegern untermischt. Der seltsame Wechsel der Dinge brachte unsere Feinde nicht als Eroberer, sondern als Gefangene in's Land. Es war gegeu den zehnten September, die zahllosen Gefangenen vom denkwürdigen Tag bei Sedan konnten die vorhandenen Eisenbahnwagen nicht fassen, um sie in die deutschen Festungen abzuführen. Sie mußten daher streckenweis zu Fuß nach preußischem Gebiet marschiren, damit sie dann in die zurückkehrenden oder

sonst requirirten Wagen später eingeladen werden konnten. Die Heuböden, die Scheunenflure, die leeren Stallräume waren sämmtlich requirirt, und zu Nachtlagern nach Möglichkeit eingerichtet, denn schon seit zwei Tagen lagen 200 Mann hier, — weiter marschiren konnten sie nicht, denn bei den meisten waren die Schuhe zerrissen, die Füße wund gelaufen, wie dies in schlecht verpflegten Armeen hergeht. Nur zwanzig Mann Bayern mit einem Offizier bildeten die Escorte. Diese waren ziemlich unwirsch über die Verzögerung, — sie sehnten sich zurück nach ihrem Regiment — behandelten die Franzosen streng, was vielleicht auch nothwendig war, wenn die Ordnung erhalten werden sollte. Aber offenbar sehnten sich diese Franzosen nicht zurück, denn wie leicht hätten sie den zwanzig Mann Bedeckung allesammt entfliehen können! Im Gegentheil dachte kein Einziger daran, er ging lieber in die Gefangenschaft, als zurück in seine Heimath, wo er höchstens von Neuem in die Reihen der Gambettistischen Armee gesteckt worden wäre. Doch dazu schien die verzagte und gänzlich desorganisirte Nation durchaus keine Lust mehr zu haben.

So glücklich uns im Gesammtdeutschland die

Kapitulation von Sedan machte, so lebhaft und freudig sie auch in Emmersburg mitgefühlt wurde, — diese fortwährenden Einquartirungen waren doch für das Gut keine angenehme Zugabe, denn sie kosteten immer, und — das Gut hatte mit sich selbst verhängnißvoll genug zu thun! Die Offiziere mußten gewohnheitsmäßig beköstigt werden, wie es einem Gutshof einmal geziemt, die Soldaten bekamen zwar ihre Armeeverpflegung, hatten aber immer noch besondere Anliegen verschiedenster Art, und wenn gar ein Trupp Gefangener den Hof verlassen hatte, so wurde doch immer hinterher entdeckt, daß Dies oder Jenes aus dem Hühnerstall oder Taubenboden verschwunden war. Dabei gefiel den gefangenen Franzosen das schwarze Kommißbrot durchaus nicht und großmüthig gab ihnen die Herrin die Frühkartoffeln im Garten preis. Ochsen kamen zugetrieben, sie wurden geschlachtet und ihr Fleisch vertheilt. Der neu eingetretene Inspektor war von selbst so vorsichtig, und ließ die Thiere nicht auf dem Hofe, sondern draußen im Felde schlachten, als er dieser grauschimmligen Exemplare mit den großen gewundenen Hörnern ansichtig wurde. Denn die

böse Rinderpest hatte bereits weiter nördlich dem Gerücht nach, große Opfer erfordert.

So saß im Saal die greise Baronin und neben ihr — Felice, die von Paris kommend, gestern hierher sich geflüchtet.

Sie hatten sich Beide bereits gründlich ausgesprochen und der sonnige Blick, den die Baronin zuweilen auf Felicen ruhen ließ, sagte mehr, als alles Andere, wie glücklich sie war, das vortreffliche Mädchen hier bei sich zu sehen. — Was da auch von widerstreitenden Elementen zwischen den Familien lag, bei diesen Beiden war Einigkeit und Friede.

Dabei stand die Baronin öfter auf und ging nach der Stutzuhr, denn sie war kurzsichtig und Felice hörte sie in der Weise, die den Alten so leicht zur Gewohnheit wird, im abgebrochenen Selbstgespräch, die Worte murmeln:

„Es ist fünf Uhr, jetzt muß er doch bald wieder da sein, — wär' ich nur selbst gefahren! . . . So ein Brief ist nicht so wirksam . . . Ja, ja, diese Wirthschaft!“ . . .

„Was fehlt Ihnen, liebe Mutter? Warum sorgen Sie sich?“ fragte Felice.

„Ach, es ist nichts!“ erwiderte Jene. „Ich denke an meine Geschäfte.“ Und sie kam sofort auf ihren Sohn Ernst zu sprechen und auf die Belagerung Straßburgs, wo er im Felde lag, und daß er so glücklich und gesund davon gekommen.

„Gott sei Dank, bis jetzt,“ betonte Felice, „aber ich habe kein Vertrauen zu dem Geschick, wenn ich nichts von der Zukunft verlange und hoffe — da denk ich, wird es wenigstens nicht aufmerksam darauf, wie es mich verwunden kann. Sie wissen, ich bin in diesen Stücken fast abergläubisch . . .“

„Ei hoffe nur, mein Kind, Du bist noch jung, es wird noch Alles gut werden!“ tröstete die Mutter. „Und Dein Vater? Bei dieser Veränderung der Dinge muß sich ja zuletzt sein Sinn wenden!“

„Ach, er ist hart und unbeugsam,“ rief sie, „aber ich bin auch unbeugsam in meinen Wünschen. Nun, ein Einfluß wird bald gebrochen sein! . . . . Ach, ach!“ meditirte sie vor sich erschreckt hin, „der Vater wollte von Straßburg nach Paris, jetzt mag er wohl dort sein. Wenn er dort Alles entdeckt? . . . Der arme Vater, das Unglück kommt schwer über ihn!“ schloß sie leise.

Die Baronin wußte nicht im ganzen Umfange,

was Jene meinte, sie sagte nur: „Er hat Unglück, Du hast Recht, das wird ihn milder stimmen, die Leiden machen versöhnlich, das ist ihre göttliche Mission! . . .“

Unruhig ging die Baronin wieder zur Uhr und gab von Neuem ihrer Erwartung Ausdruck.

„Was beunruhigt Sie so, Mütterchen? Vertrauen Sie mir's!“

„Ach,“ scherzte sie, „ich sage Dir's, es betrifft nur die Wirthschaft, ich habe ja immer diese Last auf mir, die für die Schultern eines jungen Mannes schon schwer ist!“

„Sie haben doch einen Verwalter jetzt?“

„Ja wohl, aber der macht nicht Alles, für's Haupt muß ich doch sorgen.“

Da schlug die Uhr sechs und draußen kam ein Trupp Arbeiter die Treppe herauf.

„Ich sage doch, da sind sie schon!“ rief die Baronin, „und dieser Mensch kommt nicht!“

In diesem Moment trat ein Arbeiter herein, es war ein Vorschnitter der Eifelbewohner, die Baronin winkte ihm und sie gingen Beide seitwärts in das Zimmer Ernstens. Sie deliberirten eine ganze Weile; der Mann sprach heftig, die Baronin begü-

tigend darein. Endlich trat der Erstere erzürnt heraus und Felice hörte ihn im Weggehen rufen: „Wir müssen's haben, wir haben's verdient, und wenn das nicht anders wird, so thun wir keinen Schlag mehr! Haha! Das ist hier saubere Wirthschaft! ..."

„Geduldet Euch doch, er muß sogleich kommen!" rief die Baronin sanft inzwischen.

„Ja, dann kommt er und hat doch nichts! Ne, ne, wenn Sie uns bis morgen früh nicht die hundert Thaler auf Abschlag geben, so machen wir Schicht und gehen nach Haus!"

Damit warf er heftig die Thür zu, während draußen im lauten Zwiegespräch zwischen ihm und seinen Genossen dieselbe unerfreuliche Scene fortgesetzt wurde.

„Mein Gott, was müssen Sie sich mit diesen Leuten einlassen, wo ist der Inspektor?" fragte Felice.

Die schmerzlich bewegte Baronin entgegnete: „Siehst Du, mit solchen Dingen muß man sich sorgen und plagen. Ach, und die Leute sind eigentlich im Recht, sie können das fordern. Nun überließ mir Ernst die Wirthschaft; Geldvorrath war

nicht da und in dieser Erntezeit kostet die Fortführung derselben immer, ohne Einnahme zu gewähren. Dennoch ist die Ernte reichlich und eingebracht, ich sagte dem Inspektor, er sollte dreschen lassen, allein stets schützte er dringende Erntearbeiten vor, die gemacht werden müßten. Nun schicke ich ihn nach Saarbrücken, und er kommt nicht wieder!"

„Wenn er nur dort Geld erhält!" . . . warf Felice ein.

„Das weiß ich eben noch nicht, Marschal ist oft schwierig, — schon wegen des ersten September, — weißt Du?"

„Wie? ich weiß nichts!"

„Nun, wegen der nicht eingelösten Pfänder von damals für die 11,000? Er ließ mir drohend sagen, daß er sie verkaufen wollte!"

„Ach, ich besinne mich, muß denn das trotz des Krieges geschehen?" fragte Felice. „Meine Armbänder und Diamanten, das Erbstück meiner Mutter, soll er nicht verkaufen!"

„Sei unbesorgt, daß dies nicht geschehe, wird schon abgemacht sein. Ich habe den Juden von der Hand meines Sohnes einen neuen Prolongationsschein mit 200 Thaler Damno eben durch den

Inspektor geschickt. Das wird wohl helfen. Aber ob er mir überdem noch einiges Geld sendet, das weiß ich nicht," seufzte sie.

„Dann muß ich morgen zu Marschal!" rief Felice entschlossen.

„Warten wir erst ab." Da scholl vom Hof her Pferdegetrappel. Auf dem dürren braunen Klepper, den die Franzosen ausgetauscht, kam der Inspektor zurück; das Pferd triefte von Schweiß. Er stieg mühselig ab und fiel dabei fast auf's Pflaster, denn er hatte die Gewohnheit, bei solchen Gelegenheiten gern einen Trunk über den Durst zu thun. Es war eben so ein Oekonom, wie man ihn in solchen Kriegszeiten findet, wo alles gute Beamtenpersonal eingezogen ist.

Ziemlich unzusammenhängend berichtete er: Marschal sei nicht zu Hause und er habe keinen Bescheid auf die Prolongation bekommen . . .

„Und die 200 Vorschuß auf Getreide? Sie wissen, die Schnitter warten!" fragte die Baronin angstvoll.

„A — ch! gnädige Frau! . . . Die Bankschlingels sagten immer: erst Getreide, dann Geld! Vom Umgekehrten wollten sie nichts hören!"

Und damit entfernte er sich, denn er hatte noch die gute Eigenschaft zu wissen, daß er in diesem Zustande keine angenehme Person war.

„Sieh nur Felice!“ brach die Baronin in Klagen aus, „mit solchen Menschen muß man wirthschaften, soll sich auf ihn verlassen, und wie muß ich dastehen vor den Leuten, weil ich nicht auslohnen kann. O Gott, wie bin ich dieses irdischen Treibens müde, übermüde! . . .“

Felice sprang auf und ging in ihr Zimmer, sie hatte noch Einiges. Es waren wohl an hundert Thaler, sie ließ den Vorschnitter rufen und gab ihm selbst das Geld. Ihn ernst ermahnend, daß er sich gedulde, da das Gut von seinen Einkünften den gesammten Schnitterlohn reichlich zwanzig Mal bezahlen könne. Sie mußte freilich dagegen vernehmen, daß auch diese Leute nicht ohne zwingende Gründe handelten, da sie, außer der Lieferung einiger Naturalien, selbst Alles baar zu ihrem Unterhalt kaufen mußten. So versöhnte sie und kam zurück zur Baronin, ihr versprechend, daß sie morgen selbst zu Marschal's Bureau fahren und Alles arrangiren werde.

Indessen klangen die Abendglocken von Emmer-

dingen summend und träumerisch herauf. Sie läuteten den Sonntag ein, denn heut war Sonnabend. Zu dieser Stunde kam regelmäßig der Pfarrer nach der Burg und hielt nach der Gewohnheit zur Vorfeier des heiligen Tages eine Abendandacht.

Nachdem die feierliche Handlung beendet, bemerkte der greise Pfarrer das sorgenvolle Wesen seines Beichtkindes und forschte darnach, indeß die Baronin war in solchen Sachen äußerst peinlich und ließ nichts weiter verlauten, als daß sie viel Aerger und Sorge um die Wirthschaft gehabt. Als sie aber einmal in Geschäften das Zimmer verließ, wandte er sich mit seinen Fragen an Felice und diese stellte ihm unumwunden dar, um was es sich handelte.

Der Geistliche machte hierauf der Baronin ernstliche Vorwürfe, daß sie ihm diese Kümmernisse bis jetzt verschwiegen habe und sagte sofort: „Die irdischen Sorgen halten so vielfach den Menschen von Gott ab. Meine Pflicht ist's, Ihnen zu helfen, wo ich kann. Unsere geistlichen Stifter in Saarbrücken haben noch Geld, und wir leihen nur zu vier Prozent und treiben keinen Wucher. — Ich werde morgen dorthin reisen, und wenn es irgend angeht, so

soll unser treustes und gottergebenstes Beichtkind nicht mehr von einem — Banquier abhängig sein."

Die Baronin wollte das Alles von ihrem Geistlichen nicht annehmen, allein mit der Autorität, die er bereits über ihren Willen hatte, befahl er ihr, ihm zu folgen. Er schied, sie segnend und beruhigend, und drückte Felicen ordentlich dankbar die Hand, daß sie ihm so offen das Verhältniß klar gelegt und ermahnte auch sie, sich um nichts zu kümmern, sondern ihn nur handeln zu lassen. Die greise Matrone konnte sich beruhigt durch ihren geistlichen Tröster schlafen legen.

Felice schrieb in den nächsten Tagen lange zärtliche Briefe an Ernst, aber auf Antwort konnte sie bei der Langsamkeit der Feldpost nicht sobald hoffen. Ein Brief von ihm an seine Mutter kam nur an und erweckte große Freude, denn er war hiernach gesund und wohl, sowie er auch versicherte und aus den Beschreibungen des Dienstes bewies, daß er wenig der Gefahr ausgesetzt sei.

Das Unglück brach aber in diesen Tagen von Neuem ganz verhängnißvoll über die Emmersburg aus. Im Kuhstall fiel plötzlich eine Kuh, der Inspektor schickte nach dem Thierarzt; dieser fand das

stark fiebernde, im Todeskampfe liegende Thier noch am Leben. Er untersuchte das andere Vieh, forschte nach Allerlei, hörte von den hier für die Franzosen geschlachteten Steppenochsen, kurz, er konstatirte, daß die Rinderpest da war.

Und die grauenvolle Thatsache vollzog sich, — alle 64 Haupt immer noch trefflich schönen Viehs, die in den Gutsställen waren, verfielen der Keule. Der Gutshof sah leer und öde unheimlich aus, die Krippen im Stall waren verlassen, hier wurde nur gescheuert, gekalkt, um jede Spur des gefährlichen Ansteckungsstoffes wegzuätzen. — Wenn auch die Baronin die Mittel gehabt hätte, neues Vieh anzuschaffen, einstweilen war im ganzen Distrikt Sperre und überdies kein Vieh für dreifaches Geld zu haben.

Das ist der Krieg mit seinen Folgen. Wenn Wickhardt das gesehen hätte, der schon vor dem Schrecken der Abpfändung lieber sein Vermögen hingab! . . .

Am fünften Tag darauf, mitten unter diesem Trouble der Seuchenverheerung kam der Pfarrer. Er hatte genug zu trösten, aber er brachte auch Trost in seinen Thaten mit. Er legte die Staats-

schuldscheine Wickhardt's und Weinhold's auf den Tisch, überreichte Felicen lächelnd ihre Brautgeschmeide, denn er hatte die ganze Schuld bei Marschal — arrangirt. Nicht ohne Beziehung auf diese Abmachungen zeigte er sich auch über eine andere Sache von Gerichtswegen genau unterrichtet, denn er verkündete der Baronin, daß die Abschätzung im Prozeß Emmersburg gegen Theuring wegen der Entschädigung auf 600,000 Centner zuviel geförderte Kohle ausgefallen sei, wofür Herr Theuring baare 40,000 Thaler an Herrn von Hellengau zahlen müsse.

Dieser Prozeß hatte natürlich seinen Verlauf genommen, da damals im Juli zwischen den Beiden der Vergleich zwar privatim abgemacht, aber nicht vor Gericht abgeschlossen worden war. — Das blieb immer für das Gut ein Werthobjekt, das vielen andern Schaden aufwog.

„Gott hilft weiter," tröstete der Geistliche, „was er an der einen Seite nimmt, giebt er an der andern vierfach wieder."

Und man muß gestehen, daß der Pfarrer mit dieser seiner Handlungsweise das so weiche, lenksame Gemüth der Baronin, das der Stütze bedurfte,

gänzlich gewann; denn himmlischer Trost und irdische Hilfe, das ist's, was das Menschenherz bedarf ...

Mit dem zwei und zwanzigsten September traf Theuring wieder in Recueil ein und er befahl sofort seine Tochter zu sich, die ihm gehorchte. — So gramvoll verändert er war, — als er von dem Ausfall der Abschätzung hörte, empörte sich sichtlich sein rechthaberisches Gemüth. Er glaubte sich maßlos übervortheilt, raffinirt parteiisch von den preußischen Richtern behandelt zu sein, und — noch einmal wünschte sein Ingrimm von ganzem Herzen: wenn doch die Franzosen siegten, wie sollte die Sache mit dem Kahlenberg ganz anders verlaufen sein!

Das half aber nichts, die großen Weltereignisse verliefen eben selbst ganz anders.

8. Kapitel.

Der Maire von Niederbronn.

Einige Monate vergingen, das gelbe Laub war gefallen, kalt und rauh war die Witterung des Dezembers geworden; Sturm und maßloser Regen wechselten mit rauhen Nordwestern, die zuweilen dicke Schneemassen hernieder auf die Erde trieben, um das sogenannte Schlackenwetter zu bilden, das die Wege aufweichte und jeden Gebirgsbach mit gelben Schlammmassen überfüllte. Der Winter von 1870 war denkwürdig in seiner Ungunst; es schien, als ob auch in den Wolken der Krieg der Elemente ausgebrochen wäre.

Vor Paris dauerte die Belagerung fort, das

jungfräuliche Metz war längst gefallen, aber Diktator Gambetta ruhte und rastete nicht. Immer von Neuem trieb er Menschenmassen zusammen, zu Hunderttausenden wurden die unorganisirten Horden gegen Paris geführt, dreimal versuchten sie unter Aurelles de Paladine, Chanzy und Kératry den Ring der deutschen Truppen zu durchbrechen, der sich fest um die bedrängte Hauptstadt gelegt, — doch ohne jeden Erfolg. Das Wetter und der Winter sollte die Deutschen vernichten helfen, allein der energische Advokat vergaß, daß die wohlorganisirten deutschen Armeen eine vortreffliche Intendantur besaßen, und somit, ohnehin abgehärteter, die Unbilden der widrigen Jahreszeit leichter ertrugen, als die an Allem mangelleidenden Franzosen selbst.

Da gelüstete es plötzlich dem erfinderischen Diktator, sich gegen die Basis dieser Intendantur zu wenden und den Deutschen in den Rücken zu fallen. Noch während der letzten Kämpfe hinter Orleans mußte Bourbaki mit einem großen Theil der Loire-Armee sich schon am 6. Dezember südöstlich nach der Schweiz zu, nach Besançon wenden. Hier kamen ihm zahllose neue Truppen auf den Bahnen von Lyon her nebst Garibaldi's Freischaaren entgegen,

und so sammelte sich hier eine imposante Truppenmasse, wenn man eben blos auf die Menge sieht. Ihnen stand nur um Belfort ein einziges Armeekorps, das vierzehnte, nebst der 4. Reservedivision unter dem General von Werder, dem Besieger Straßburgs, gegenüber, welcher, Belfort belagernd, einzelne Abtheilungen bis Dijon und Langres stehen hatte. Die Ueberrumpelung dieses einzelnen Korps schien leicht, alle anderen deutschen Truppen standen westlich von Paris weit entfernt, und man kann nicht leugnen, daß dieser Kriegsschachzug einen verteufelt gescheidten Gedanken barg, zumal wenn er — gelang, denn allerdings mit 60,000 Mann geschulter Truppen hätte den General Bourbaki Himmel und Hölle nicht abhalten können, die 40,000 Mann Werders zu werfen, und er kommandirte mit Garibaldi's Schaar weit über 140,000 Mann. War von Werder bei Belfort geschlagen, so konnten die Franzosen das Elsaß und Baden überschwemmen, den deutschen Heeren vor Paris und im Innern Frankreichs alle Eisenbahnverbindungen abschneiden und dadurch im ungünstigsten Fall sie zwingen, sich rückwärts wenden zu müssen und Paris frei zu geben.

Die Nationalregierung hatte immer ihre geheimen Verbindungen in den von den Deutschen besetzten Distrikten, dies zeigte sich jedesmal auffällig genug in den Fällen, wo die französischen Heere zum Angriff auf die Pariser Cernirungslinien vorrückten und die Hoffnung auf Erfolg die Gemüther bewegte. Dann nahm die Widerwilligkeit und offenbare Auflehnung der französischen Bevölkerung einen drohenden Charakter an und die Franktireurbanden wuchsen wie die Pilze aus dem Boden hervor. Gerade dieser heimtückische Hinterhaltskrieg hatte etwas Entsetzliches, und mancher von den heute noch als „Vermißt" aufgeführten Soldaten unserer Armee ist diesem Franktireurwesen zum Opfer gefallen. Dagegen wurde der harmlose deutsche Soldat, der so seinen Kameraden auf einsamen Wegen überfallen und gemeuchelt sah, mit Recht von Grimm erfüllt und knüpfte jeden dieser gefangenen Freibeuter ohne Umstände am Baum auf. Die harmlose Land- und Kleinstadtbevölkerung Frankreichs sah aber ebenfalls diese Banden, die sich aus losem Volk rekrutirten, mit Furcht und Schrecken an, denn, wenn sie einen meuchlerischen Ueberfall ausgeführt hatten, entwichen sie, während das oft

schuldlose Dorf die ganze Strenge des Feindes wegen Einverständniß und Hehlerei über sich ergehen lassen mußte.

Während so die strategische Bewegung gegen Belfort im Werden war, lag noch in Lothringen die einzige Festung unerobert, die Felsenfeste Bitsch. In einem Gebirgsterrain gelegen, ging an ihren Mauern nur die eben fertig gewordene Eisenbahnlinie Hagenau-Saargemünd vorbei, welche als bloßer Kreuzungsweg der Hauptlinien gänzlich unwichtig für den Feldzug war. Man hatte sich also begnügt, diese Festung mit einigen Bataillonen zu umstellen und jede nachdrückliche Belagerung und Beschießung zu vermeiden.

Südlich zwei gute Wegstunden von Bitsch liegt der Flecken Niederbronn in einem landschaftlich reizenden Thal der Vogesen; chaussirte Wege führen mehrere von Bitsch nach Niederbronn und von dort wieder nach Reichshofen und Wörth. — Dieses denkwürdige Schlachtfeld, ein hügeliges Terrain von sanfterer Abdachung, welches die Bebauung von Feld und Weingärten zuläßt, erstreckt sich bis hierher; und über Niederbronn floh ein Theil der Franzosen nach Bitsch zu, verfolgt von den Baiern. Der

Ort streckt sich durch mehrere Thäler hin, die hier zusammen kommen.

Nach Bitsch zu erheben sich steile bewaldete Felsenberge, das Thal wird eng und romantisch; deshalb hat Niederbronn auch ein ziemlich besuchtes Bad. Die preußischen Offiziere der Cernirungstruppen von Bitsch flohen daher, wenn sie dienstfrei waren, sehr gern den Anblick des langweiligen, düstern Felsennestes, kamen nach Niederbronn heruntergeritten, um an dem guten Mittagstisch des comfortablen Kurhauses zu sitzen und sich hier gesellig zu amüsiren. Sie belebten das ohnehin leere Bad, obwohl dem Maire des Orts die Sache schwer genug ankam, denn unter dem herrschenden Kriegsgesetz tafelten die Offiziere hier auf Requisition gegen Quittungsscheine, während die Gemeindekasse den Kurwirth bezahlen mußte, so daß der Flecken bereits unter einer contrahirten Schuld von 200,000 Francs seufzte, was demselben, wie ich hoffe, bereits von den elsässischen Retablissementsgeldern längst wiedererstattet worden sein wird. Damals wußte die Gemeinde freilich noch nicht, wie ihr Schicksal ausfiel, und sie war mit ihrem Maire deshalb in keiner rosigen Laune, zumal die Requisition immer noch nicht

abnahm, denn die Offiziere fanden trotz des Spätherbstes und Winters den Ritt zum Tisch nach Niederbronn immer noch angenehmer, als die wilde Feldmahlzeit im Freien aus dem Soldatenblechtopf, sobald nur Himmel und Wege die Passage gestatteten.

Im Flecken quer vor dem mit Bäumen bepflanzten Marktplatz liegt ein stattliches schloßartiges Gebäude, es ist der einstige Dominialsitz, der adeligen Familie von Dietrich gehörig, die seit Jahrhunderten die Dörfer Nieder- und Oberbronn besaß. Die Revolution von 1789 hatte auch hier ihren nivellirenden Strich gemacht, und sämmtliche Pflichten und Leistungen der Gemeinde ohne jede Rechnung einfach aufgehoben, doch blieben den Besitzern immer noch die großen Terrains der waldigen Berge als Eigenthum, welche sich links vom Thal hinzogen. Hinter dem Schloß bildete das enger werdende Thal einen anmuthigen Park, dahinter liegt unter Benutzung der Wasserkraft des Baches eine Eisengießerei. — Die Bevölkerung Niederbronns war durchgängig deutsch, nur eine kleine Anzahl von sieben Eisenarbeitern waren eingewanderte Franzosen, die abgelegen in der Nähe des Eisenwerkes,

in besonderen von den Dietrichs gebauten Häusern wohnten.

Die Niederbronner verhielten sich in diesen bewegten Zeiten gänzlich leidend; sie nahmen die Okkupation geduldig hin, jedenfalls bewegte sie ihre Schuldenlast weit mehr, als aller Verlust, den Frankreich erlitt; und so bestellte der Ackersmann seine Felder, der Winzer behandelte seinen Weinberg und der Handwerker ging seinem Gewerbe nach, kurz, sie waren allesammt soweit zufrieden, als man sie eben in Ruhe ließ. Unter dem französischen Regiment waren sie loyale Bürger gewesen und wurden es ebenso sicher unter dem deutschen Reiche, wenn das Geschick sie ohne Wunden von den alten Beziehungen ablöste. So auch dachte der Maire, ein Deutscher von Geburt, der indeß den französischen Bildungs- und Erziehungsgang der Schulen durchgemacht.

Zu diesem Maire, der zugleich Notar des Bezirks war, kamen in der Dämmerung des Januar, während der Schnee draußen stöberte, drei Arbeiter aus der französischen Colonie, verlangten ihn allein zu sprechen und übergaben ihm einen amtlichen Brief. Der Maire sah befremdend das Siegel der

„Republique Française“ und als er es öffnete, las er eine Ordre, unterschrieben: „Colonel Edmond Girard, Commissair de la Republique française pour le Bas-Rhin, Moselle et Meurthe.“

Nach dem Inhalt des Schreibens sollte er in der folgenden Nacht 12 Uhr gegen Empfang eines Requisitionsscheines eine Quantität Brot, Hafer, Heu, 50 wollene Decken und noch mehrere andere Gegenstände nach der alten Philippsburg liefern. Diese Burg lag eine Wegstunde thalaufwärts auf einem einsamen waldigen Berge.

Der Maire ließ den Brief in den Schooß sinken und sah die drei Arbeiter durchdringend an.

Diese finsteren, unheimlichen Gestalten mit dunklen Augen hielten den Blick aus.

„Wißt Ihr, was hier in dem Schreiben steht?“ forschte er.

„Wir wissen es,“ betonte nachdrücklich einer der Franzosen. „Wir sind angewiesen, die Requisition zu begleiten, denn wir haben Munition und Waffen bekommen.“

„So, also steht Ihr im Dienst dieses Kommissairs?“

„Im Dienst der Republik . . .“ lautete die Berichtigung.

„Habt Ihr den Oberst gesehen?“

„Allerdings, denn er war hier, zeigte uns seine Vollmachten von der Republik, verpflichtete uns alle, als getreue Franzosen für die Befreiung des Vaterlandes zu arbeiten. Denn, Herr Maire, jetzt kommt der entscheidende Moment, von Belfort werden die Preußen abgeschnitten, jetzt hört jeder Verrath auf; wir fallen ihnen in den Rücken, zerstören die Eisenibahnen, und sie müssen allesammt verhungern und verderben.“

„Das ist Alles ganz schön erdacht; Ihr wißt, ch wünsche es selbst; allein was können wir thun, die wir uns mitten unter den Preußen befinden?“ fragte der Maire.

„Pardon! Wir haben nicht hundert Preußen mehr hier, als wir republikanische Truppen in Bitsch haben, das Corps des Oberst ist schon zahlreich und wir sind daher schon unser mehr. Bitsch ist benachrichtigt, es fällt aus und wir greifen von vorn an . . .“

Der Maire schwieg; er befand sich in einer peinlichen Lage.

„Sie halten dies Alles für ein Wagniß," fing der Zweite an. „Ganz recht, das ist's, allein für die Republik muß man Alles wagen. Sie sind französischer Maire und müssen dem Kommissär der Republik gehorchen."

„Ja, ich bin Maire dieser Gemeinde und frage Euch deshalb: habt Ihr auch bedacht, in was für Fährlichkeiten Ihr die Gemeinde Niederbronn stürzen wollt?"

„Sie wird sich wehren. Alles muß jetzt aufstehen; das ist ihre Schuldigkeit!" argumentirte Jener dagegen.

„Ihr glaubt an den Sieg, ich erlaube mir zu zweifeln, bis ich Erfolge sehe. Wir sind friedliche Bürger und keine Soldaten ..."

„Darum ruft die heilige Sache der Republik Jeden auf, die Waffen zu nehmen," rief der Dritte. „Jetzt endlich müssen diese Preußen von Frankreichs Gebiet vertrieben werden und wer will streiten, das dies hier republikanische Erde ist? Wir sind froh, daß die Nationalregierung endlich an uns wieder gedacht hat und uns Hilfe sendet."

„Sie werden die Wagen mit Fourage heimlich

packen lassen und abschicken, Mr. Maire!“ mahnte der Erste.

Der Maire erhob sich und erwiderte: „Das kann ich nicht, denn ich werde diesen mir zur Verwaltung anvertrauten Ort nicht unglücklich machen; die Preußen sind noch Herr und würden den Flecken an allen vier Ecken anzünden, wenn sie erführen . . .“

„So werden Sie dem Spruch des Oberst-Kommissars verfallen!“ drohte Jener.

„Sagt dem Kommissar: Er soll am hellen Tage kommen, mit seiner Macht hier einrücken und dann requiriren, was er haben will; alsdann werde ich ihn nehmen lassen, was ihm beliebt. Mehr kann ich nicht thun. Euer Oberst Girard zieht fort und flüchtet, Ihr thut's ebenfalls, wenn die Sache schief geht. Wir können nicht flüchten, wir verfallen dem Zorn der Preußen und müssen grimmige Kontributionen als Strafe zahlen. Wir haben aber schon Schulden genug durch diesen unglücklichen Krieg.“

Die Drei standen drohend und finster ihm gegenüber. Besitzlos wie sie waren, von Geburt aus Franzosen und von einigen dieser geläufigen republikanischen Schlagwörtern entflammt, tobte die Halbbildung und die Leidenschaft in diesen Charak-

teren, und nur die alte Gewohnheit, daß sie ihrem Maire gegenüberstanden, hielt sie vor jeder Gewaltthat zurück, denn in ihren Augen war dieser schon ein feiger Verräther.

„Wollen Sie uns diese Antwort schriftlich geben?"

Der Maire besann sich. „Nein," sagte er bestimmt, „wir sind in der Occupation, sind kriegsgefangen; ich will nicht mich und die Gemeinde in den Verdacht der Konspiration bringen."

„So ... Sie sind schon ein halber Preuße. Sie wären fähig, uns womöglich zu verrathen!" brummte der Erste und zog kaltblütig einen Revolver aus seiner Brusttasche.

„Was beginnt Ihr?" fuhr der Maire auf. „Wollt Ihr, daß ich sofort Lärm mache?" Und er eilte zur Thür.

Der Zweite vertrat ihm den Weg. „Still!" rief er und griff dem Ersten mit der anderen Hand nach der Waffe. „Keinen Eclat! Dazu ist's noch nicht Zeit; denkt an das Wort des Obersten! . . . Ihr bleibt bei Eurem Wort, Maire?" fragte er diesen.

„Ja!" antwortete dieser bestimmt.

„Und Ihr werdet uns schwören, daß Ihr schweigen wollt?“

„Ich schwöre, — so lange Ihr mich nicht in Kollision mit meinen Pflichten bringt!“

„Gut laßt uns gehen. Wir werden diese Post dem Obersten heut noch bringen. Er mag entscheiden . . .“

Mit diesen Worten ging das unheimliche Trifolium zur Thür hinaus.

Der Maire sah ihnen sinnend nach; er befand sich in keiner angenehmen Lage. Sie war jedenfalls die allerheikligste, in die eine Magistratsperson überhaupt kommen kann, — wo sie zweien Herren dienen soll, die Beide schlankweg nach dem Kriegsrecht verfahren. Er sah aus dem Fenster, drüben im Gasthaus bemerkte er an den erleuchteten Fenstern, daß die preußischen Offiziere noch nicht einmal heimgeritten waren. — Er ging hinüber. — Es waren ihrer fünf, sie saßen plaudernd und scherzend beim Glase Wein. Der Sohn des Herrn von Dietrich trank mit ihnen und zog auch den Maire mit in den Kreis der Gesellschaft. Unwillkürlich dachte Letzterer immerfort daran, daß diese so heiteren sorglosen Gesellschafter in der Nacht

meuchlings angefallen werden könnten. — Endlich standen diese auf.

„Es schneit draußen massenhaft und die Nacht ist rabenfinster. Sie können den Weg unmöglich finden, warten Sie doch den Tag ab!“ sagte der Maire.

„Ei was! Unsere Pferde finden den Weg mit zugebundenen Augen, so oft haben sie ihn gemacht. Wir müssen nach Hause.“

„Ich dächte auch, Sie blieben hier!“ fiel der junge Dietrich ahnungslos ein. „Trinken wir noch ein Glas! — Das ist besser. Zudem scheint mir's, als trieben sich seit einigen Tagen unheimliche Gestalten umher. Man kann nicht wissen . . .“

Dem Maire fiel bei diesen Worten ein Stein vom Herzen.

„Wollen Sie uns gar graulich machen?“ scherzte einer der Offiziere.

„Bleiben Sie doch,“ rief der Maire nochmals „die Rechnung für die Quartiere nehme ich gern auf Gemeindelast.“

„Nein, nein, wir müssen fort! Uns kommandirt die Pflicht!“

So standen sie vor den gesattelten Pferden, schwangen sich hinauf und trabten dahin in die Nacht.

Herr von Dietrich und der Maire saßen im Hotel noch ein Weilchen still. Der Maire forschte nach dem, was Jener von den unheimlichen Gestalten wußte, erfuhr aber nur, daß diesem es bei der heutigen Jagdstreiferei etwas sonderbar vorgekommen, daß er mehreren fremden Menschen im Walde begegnet sei. Sonst sah er wohl, wußte dieser von dem eigentlichen Vorgange nichts, trotzdem die eigenen Leute der Dietrich'schen Fabrik mit darunter steckten.

Horch! . . . Da war es, als ob fern ab Schüsse fielen . . . Sie lauschten am Fenster. Doch schien es wieder still draußen. Sie plauderten; — wieder verging eine Weile. Da trappel's draußen, — im Galopp kommt's daher. Eiliges Fluchen ertönt. Die fünf Pferde stehen wieder vor der Thür, doch zwei der Reiter fehlen, der eine Offizier hat eine Wunde in der Schulter und sinkt ohnmächtig nieder, von zwei Pferden fließt das Blut in Strömen. — Die Offiziere waren überfallen, umringt, Schuß auf Schuß wurde auf sie gefeuert, zwei sanken von den Pferden, die drei entwichen rückwärts, grimmig

genug auf die meuchlerischen Franctireurbanden fluchend.

So war der Krieg da in seiner scheußlichsten Gestalt. Ganz Niederbronn ward alarmirt von der Nachricht. Gruppen bildeten sich vor dem Gasthause. Der Maire berief noch am Abend die Gemeindevertretung zusammen, um ihre Stimmung zu hören. Er vernahm nur Kundgebungen der Furcht, daß die Franctireurs, deren Zahl man nicht kannte, morgen den Flecken besetzen und hier requiriren würden, und daß alsdann die Preußen sie unschuldig dafür strafen könnten. Nur Abscheu sprach sich vor dem versuchten Gewaltakt aus, der den friedfertigen Theil der Bevölkerung in unverdientes Verderben brachte.

Noch hatte sich die Versammlung nicht getrennt, als es gegen zehn Uhr wieder laut auf der Straße wurde, die Querpfeife tönte, Trommeln wirbelten; ein ganzes Bataillon Preußen, von Hagenau herkommend, rückte ein.

Es war das dritte Garde-Landwehrbataillon; das General-Kommando in Straßburg hatte schon von der Bildung dieser Franctireurbanden Kunde bekommen und darum die Truppen hierher dirigirt.

Sie wurden mit Freuden in die Quartiere genommen, der Maire nahm selbst einen Hauptmann, den er von früher persönlich kannte, in seinem Hause auf. Es war dies Ernst von Hellengau.

Nun, gesichert gegen die Gewalt der Franctireurs konnte er diesem die heut empfangene Ordre zeigen, worin Herr von Hellengau mit Staunen den Namen Edmund Girard las. War dies sein einstiger Nebenbuhler? . . .

Der Name weckte mannichfaltige Erinnerungen in ihm auf. Lebhaft gedachte er seiner geliebten Felice, von der er seit Langem keine Nachricht erhalten. Er wußte von der Mutter und der Geliebten seit vier Wochen nichts, da er fast immer in letzter Zeit auf Streifcommando's detachirt gewesen, so fand die Feldpost langsam den Weg zu seinem Bataillon. Und Sie — in allen ihren Briefen so unendlich zärtlich und liebevoll, schrieb doch in letzter Zeit, namentlich aus Recueil oft so düster, von unbestimmten Stimmungen beherrscht, — ihr Mißtrauen gegen das Glück, eine Folge der früheren Schmerzenserfahrungen, war nur gewachsen, sie bangte vor unbestimmter Furcht tagelang, wo ihr die erhoffte Nachricht ausblieb. Dann trieb die

Melancholie sie in die düstern Ergüsse einer tief-tragisch-philosophischen Liebe, die ihn oft bei Lesung derselben zu Thränen rührten ... O wenn er doch einmal zu ihr eilen, und sie persönlich begrüßen und beruhigen könnte! Wie wollte er die düstern Gedanken ihr von der Stirne küssen, damit das heiter glückliche Lächeln seiner angebeteten Felice in seinem Zauber wieder hervorbräche! ... Wie nah war er ihr, der Weg betrug kaum neun Meilen!

---

9. Kapitel.

Aus dem Franctireurkrieg.

Am andern Morgen wurde auf die empfangenen Nachrichten hin die Philippsburg umstellt, weil man die Franctireurs dort noch abzufangen dachte. Allein das Nest war schon leer, — sie mußten Kunde von der Ankunft des Bataillons empfangen haben; nur die zwei schwerverwundeten Offiziere fand man vor, halb erstarrt und noch nicht verbunden. Der Anblick regte die Truppen gewaltig auf und es ging an ein eifriges Verfolgen und Absuchen der Gegend. Die Franctireurs, deren Zahl nicht unbedeutend schien, hielten vor den Preußen nirgends Stand, es kam kaum zum Wechseln einiger Schüsse,

gewöhnlich flohen schon Hunderte vor dem Anblick von fünf preußischen Helmen; freilich war die Gegend mit ihrem bergigen und schluchtenvollen waldigen Terrain zum Versteck und Hinterhalt nur zu geeignet.

So vergingen mehrere Tage in äußerst anstrengenden Märschen für die Truppen, sie operirten systematisch, um die Banden sämmtlich von Bitsch abwärts in die offenen und ebenen Gegenden von Forbach nach der preußischen Grenze hinzutreiben, um sie alsdann abzufangen, was freilich schwer auszuführen blieb, denn die nicht uniformirten Franctireurs warfen zuletzt gewöhnlich die Gewehre weg und mischten sich unter die friedliche Bevölkerung der Kleinstädte und Dörfer.

Fälschlich hat man auch oft in den Zeitungen berichtet, als hätte der französische und lothringische Bauer die Franctireurbanden gebildet, dies fiel ihnen gar nicht ein, lose Leute aus den Kleinstädten und Fabrikarbeiter waren es vornehmlich, welche, durch den Krieg erwerblos geworden, sich dem Freibeutergeschäft widmeten, wobei die hohle Phrase des Patriotismus und der Republik den wohlfeilen Vorwand hergab. — Von der Stärke und den Ab-

sichten dieses vagirenden Feindes erfuhr man daher wenig, denn das Kriegsrecht gegen gefangene Franc-tireurs war streng und wer ohne Montur mit Waffen ergriffen wurde, erlag dem Standrecht, das machte jeden etwa Gefangenen verbissen und verschlossen, — der Tod war immer sein sicheres Loos.

So war der Hauptmann von Hellengau bis anderthalb Meilen von Recueil mit seiner Compagnie gekommen und er überlegte — für die nächsten Tage schon ernstlich, wie er einen Abstecher nach der Emmersburg ins Werk setzen könnte, um so den glücklichen Zufall benutzend, seine Mutter, sein Heim und vor Allem seine Felice wiederzusehen. — Recueil hatte er nicht betreten, Felice aber wäre bei der Kunde selbst trotz des Verbots ihres Vaters von dort in seine Arme geeilt. Er war zudem selbst neugierig, — denn es interessirte ihn, was wohl der unbeugsame Fabrikherr von Recueil jetzt über die so seltsam veränderten Verhältnisse denken mochte und leise dämmerte zuweilen die Hoffnung in ihm auf, daß dieser Ausgang schließlich doch noch zur Versöhnung aller gegensächlichen Ansichten führen könnte und daß nach den Strapazen dieses Krieges

auch ihm endlich ein freundliches Heim an der Seite seiner herrlichen Felice lang und dauernd erblühen könnte. Mit dem schon gegen 4 Uhr bei trübem Tag herabsinkenden Abend schlug er sein Quartier in einem einsamen Gutshofe auf, den die Bewohner aus Furcht verlassen. Seine Soldaten richteten sich in den Scheunen und Ställen häuslich ein und gingen aus nach Feuerung. Seitwärts vom Hof unter Bäumen entdeckten sie bald einen ziemlichen Haufen eingeschichteter trockner Reisigbündel. Die Soldaten versuchten vergeblich ein Bündel loszureißen, welche im Lauf der Zeit sich fest in einander gelagert hatten. Da kam es dem Einen vor, wie er sich gegen den Haufen stemmte, als sei an seinem Fuße derselbe merklich lockerer, und es war ihm sogar, als ob seine Fußspitze auf einen harten Gegenstand drinnen gestoßen wäre. Er nahm das Bayonett, bückte sich und stieß damit von unten hinein. Da vernahm er vernehmlich ein dumpfes unterdrücktes Aechzen. Sofort entstand ein Halloh, der Haufen wurde untersucht und sieh da! man fand zwei Franctireurs darin, die sich denselben zum Versteck beim Herannahen der Truppen auserseben hatten.

Sie wurden sofort zum Hauptmann in's Zimmer gebracht und die Soldaten debattirten schon, ob man die Kanaillen füsiliren oder hängen sollte. Beim Hauptmann war Weinhold anwesend, und als dieser Letztere dem einen Franctireur in's Gesicht leuchtete, fuhr er zurück, denn er sah ein bekanntes Gesicht.

„Saulier!" rief er erstaunt, „Du unter den Franctireurs? Na, die Geschichte wird immer bunter!"

Dieser blickte stumm und schmerzlich auf Weinhold und den Hauptmann, denn er blutete aus mehreren leichten Wunden, die er von den Bayonettstichen im Haufen empfangen.

„Woher kennst Du diesen, Weinhold?" fragte der Hauptmann.

„Ob ich ihn nicht kenne, der noch in diesem Sommer im Dienst der Eisenhütte Theurings stand, wo wir uns oft genug mit einander gezankt haben, zum Beispiel beim Knappschaftsfest um die Fahnen! Aber es dauert mich doch, daß er hier zuletzt noch elendiglich baumeln soll!"

Hauptmann von Hellengau war auch nicht der Mann, der zur Strenge geneigt war, wo sie nicht als das kleinere Uebel erschien. Er stellte also ein ausführliches Verhör an, denn ihm war es wichtig

sichere Nachrichten über die Stellung, Stärke und die Absichten dieses so vagirenden Gegners zu bekommen. Um die beiden Gefangenen, der andere war sogar ein geborner Deutschlothringer, — zum Sprechen zu bringen, sicherte er ihnen völkerrechtliche Kriegsgefangenschaft zu, wenn sie redeten und durch Weinholds Vermittelung kam endlich Folgendes heraus.

Der sogenannte Oberst Girard war wirklich jener junge Pariser, den Saulier im Sommer im Hause Theurings zu Besuch gesehen. Er sei von der Pariser Nationalregierung geschickt, weil er die Gegend kannte, habe ausgedehnte ganz unbeschränkte Vollmachten von Gambetta aus Tours, er hätte seit einem Monate bereits durch allerhand Agenten werben und konspiriren lassen, so daß er zuletzt wohl an tausend Franctireurs zusammengebracht. Aber in den letzten Tagen unter den Eilmärschen und Strapazen aller Art sei Unzufriedenheit und Muthlosigkeit ausgebrochen und das Girard'sche „Regiment" sei sehr dezimirt worden. In der letzten Nacht sei es fast revolutionär hergegangen, weil es am Nothwendigsten gefehlt, man hätte nach der versprochenen reichen Beute verlangt, weil ihnen alle Landesverräther als

vogelfrei verheißen worden waren und da habe Oberst Girard vorgeschlagen, ihnen solche Beute heut Nacht zu verschaffen. Er habe den Fabrikherrn Theuring durch mehrere Thatsachen als einen solchen Verräther, als schmählichen Abtrünnigen von der Sache der Republik und heimlichen Freund der Preußen gekennzeichnet, und so sei mit stürmischem Jubel beschlossen worden, nach Recueil zu marschiren, um dieses in der Nacht zu überfallen. Alsdann wolle man sich in Eilmärschen südlich nach dem Kriegsschauplatze bei Belfort wenden, wo Alles in Empörung gegen die Preußen sei, und zu Garibaldi stoßen, zumal hier die französischen Truppen in Bitsch so schmachvoll feige sich gezeigt hätten und ihnen in nichts beigestanden wären. — Er selbst habe gewagt, gegen den Zug nach Recueil zu sprechen, doch ohne Erfolg, und weil er bei dieser schändlichen That gegen seinen ehemaligen Brodherrn nicht hätte dabei sein wollen, und es ihm ohnehin bedenklich für sich selbst geschienen, da er dort persönlich von Jedermann gekannt sei, so habe er sich vor etwa zwei Stunden, als sie hier durchmarschirt, heimlich abseits gedrückt und verborgen.

Diese Mittheilungen regten den Hauptmann so wie Weinhold höchlich auf.

„Drei Stunden Vorsprung, die Schurken!...“ rief der Hauptmann. „Wir erreichen sie nicht!“

„Wir müssen sogleich aufbrechen, Herr Hauptmann!“ sagte Weinhold. „Wir müssen dem Fabrikherrn beistehen, er hat so noch Etwas gut bei mir, von wegen dem Beckmann.“

„Aber die Kompagnie kocht ab und ist müde, wir kommen im besten Fall nicht vor einigen Stunden weg und brauchen bei dem Schnee drei Stunden zum Marsch!“

„Ich denke, Eile ist besser als Zahl!“ rief Weinhold, „die Hunde sind feig und wenn's auch ihrer Zweihundert wären. Ich will zwanzig fixe Kameraden suchen und dann meine ich, brechen wir auf und machen einen Geschwindmarsch!“

Der Hauptmann nickte und machte sich sofort fertig. „Ja, sofort, Weinhold, ich fürchte, wir kommen doch zu spät!“

„Wer weiß,“ entgegnete Weinhold, „die Sorte ist feig und wartet wie die Räuber, die Nacht ab. Das wäre so ein Stücklein, wenn wir sie abfingen!“ lachte Weinhold und eilte hinaus, die Leute auszu-

suchen. Er nahm nur gewandte Fußgänger und handfeste Wehrmänner. Die ermüdeten Truppen wurden nicht gestört.

Der Hauptmann übergab das Kommando seinem Unterlieutenant und schon nach einer Viertelstunde war er mit der kleinen Truppe auf dem Marsch nach Recueil, von Weinhold auf kundigen Wegen durch die Nacht geführt.

---

10. Kapitel.

Der doppelte Ueberfall.

In die Etablissements von Recueil war seit fast zwei Monaten schon die geschäftige Industrie wieder eingekehrt, alle Fabrikzweige arbeiteten rüstig, der Kohlenförderung stand längst kein politisches Hinderniß mehr entgegen. Die civile Entschädigung an Emmersburg hinderte ihn ebenfalls nicht, da hätte der sich im Krieg befindende Baron einschreiten müssen, und der dachte nicht daran. Der Krieg aber selbst brachte ihn ein äußerst billiges Rohmaterial zu, welches aus deu massenhaft verschossenen Kanonenkugeln bestand, die von allerwärts dem Etablissement Theurings angeboten wurden, hierbei

stellte sich ein leidliches Geschäft heraus, wenn er diese zu feinen Industrie-Gußwaaren aller Art verarbeiten ließ. Der Fabrikherr hatte auf Marschal's Verwendung längst sein Geld wieder erhalten, ja das neue Straßburger Gouvernement zahlte ihm auch alle seine Guthaben von der alten Regierung her aus und was sonst fehlte, da war ja Marschal stets bereit, denn dieser verdiente über die Maßen an den Lieferungen für die Armee nnd wurde schwerreich. Die neuen deutschen Gewalthaber waren schon aus Politik gegen ihn ausnehmend coulant und man hatte sogar ihm sagen lassen, daß die deutsche Regierung bereit sei, bei nöthigen Bestellungen in Eisen- und Stahlbedarf sich, wie früher das französische Regiment gethan, auch an ihn zu wenden. — Solche Dinge stimmten Theurings Gemüth sichtlich milder, seine Widerspruchsstimmung ergoß sich um so bitterer über den Pariser Wahnsinn und Gambetta's Diktatorstreiche. Aber bei dem Gedanken einer Annection an das deutsche Reich fiel seine früher begünstigte Position des französischen Zollschutzes immer wie ein riesiger Stein auf die Wage der Erwägung, die damit das Zünglein entschieden nach dem alten Frankreich hinwendete, und

wenn ihm dabei die rheinische Eisenindustrie mit ihren Preiscouranten in die Gedanken kam, mit denen er nun am Ende gar die Konkurrenz aushalten sollte, so ward seine Handelsseele in ihren tiefsten Tiefen aufgerüttelt und er sprach von Verkauf, Einpackung, Auswanderung und allem Möglichen.

Hierbei konnte seiner Stimmung das häusliche Unglück auch keinen Balsam gewähren, — seine Frau, diese Undankbarste, entfernt, — verloren, — und es durfte in seiner Gegenwart kein Wort von ihr gesprochen werden ... Seine Tochter neben ihm — finster, verschlossen, — melancholisch, — ihren sonderbaren Studien obliegend, — gelegentlich bei ihrer Gedankenschärfe sarkastisch und bitter gegen ihn, woran er doch selbst schuld war, weil seine grämliche Stimmung den Krieg des Widerspruchs suchte. Nun, dabei fühlte er dann wieder, was für einen schwerwiegenden Theil der Schuld er hieran trug, — oft kam ihm der lebhafte Gedanke, Versöhnung zu suchen. Aber der Stolz, der Stolz! Ein alter Mann, wie er, seine Meinung ändern? Direkt zugestehen, daß er Unrecht gehabt? Das war schwer. Wohl schlief er jeden Abend mit dem Vorsatz ein,

am anderen Tage mit ihr ein offenes Wort zu reden, aber wenn er Felicen's abgeschlossenes, oft düsteres Wesen vor sich sah, — sie war gewöhnlich in ganz anderen Regionen, das unglückliche Weib, das mit einem für sein Geschlecht viel zu durchdringenden Verstand geboren war, so daß dieser den unbändigen Willen zum Leben, der der Frauennatur so stark innewohnt, diesen sonst unerschöpflichen Born, dem die immer neuen Illusionen entsprudeln — mit eisig kalter Spekulation beherrschte . . . wenn er diese marmorkalte Stirn sah, die ihm obendrein Hohn zu sprechen schien: da war der Vorsatz verraucht, es grommelte wieder in ihm. — Kurz, die Geschichte der Thatsachen war gegen ihn ausgefallen, und vor Thatsachen sich zu beugen, hält bei dieser Art Charaktere äußerst schwer, zumal jene immer noch nicht definitiv entschieden waren.

Felice war bekanntlich von Paris bei Zeiten geflohen, zumal als sie das Verhältniß zwischen Girard und ihrer Stiefmutter sich langsam, aber unzweideutig entwickeln sah. Sie war hilflos nach Emmerdingen zur alten Baronin gekommen und dort verblieben, bis Theuring selbst zurückkehrte und sie zur Führung seines Hausstandes in Recueil re-

quirirte. Sonst fuhr sie häufig zu der alten Matrone hinüber, — die gebeugt von den Schicksalen, ihren Trost immer mehr in der Religion suchte, wobei Felice mit den Geistlichen, die hier verkehrten, oft in hitzige Diskussionen gerieth, denn das dunkle unverkennbar religiöse Kolorit der Lebensansichten, denen sie huldigte, war doch von der dogmatischen Imprimatur der katholischen Lehre wesentlich verschieden, — wiewohl sie mit der Mutter ihres Geliebten, mit dieser himmlischen Dulderseele, aus der natürlichen Gleichstimmung ihrer Seelen heraus immer in den Resultaten übereinstimmte.

So verstrichen freudlos, — leidlos die stillen Tage des Herbstes, des Festes und des Winters. Die Zeitungen kamen', wurden von Felicen gelesen, von Theuring durchflogen, selten ward ein Wort darüber gesprochen. Jetzt in den Tagen des Januar, bei dem Anrücken Bourbaki's gegen Belfort hätte man wohl die Augen Theurings zuweilen flüchtig aufleuchten sehen können, — allein er legte die Zeitungen bald unmuthig weg. Er hatte die französischen undisciplinirten Truppen in sichtlicher Gestalt oft genug gesehen und bei dieser Vorstellung entschwand ihm sofort alle Hoffnung. — Das Franc-

tireurwesen, wovon sich jetzt selbst hier in den nahen Vogesen Spuren entwickeln sollten, erweckte nur seine Verachtung und seinen Abscheu; von einer Gefahr für ihn selbst hatte er keine Ahnung. Felice wußte in dem Werderschen Corps ihren Geliebten und las daher mit ganz gegentheiligen Augen die Erfolge von Villersexel und jetzt die dreitägige Schlacht vom 15. bis 17. Januar bei Delle-Montbelliard.

Es war an demselben Abend des 18. Januar, als dem einsamen Fabrikherrn der Thee servirt wurde; Felice kam wie gewöhnlich pünktlich und schenkte ihm schweigend ein. Sie brachte die Zeitungen unterm Arm und trug einen Brief in der Hand, der auf dem leichtesten Seidenpapier geschrieben war.

Ihr Wesen war erregt, ihr Auge schien geweint zu haben, denn ihre mißtrauische Seele fürchtete für sich den schlimmsten aller Fälle in jedem Kriegsleben, wo Verwandte und Freunde gerade am letzten glücklichen entscheidenden Ausgange noch einen Geliebten verlieren, der so lange aus allen Gefahren unversehrt hervorging! Dazwischen leuchtete wieder die rosige Hoffnung auf, daß endlich die Entscheidung

fiel! — Wenn er diesmal noch glücklich erhalten blieb; — welch ein Wiedersehn! . . .

Sie legte die Zeitungen hin und sagte heut:

„General Werder hält Stand, Manteuffel kommt von rechts, die Sache geht wieder schief für die Franzosen!“

„Wie kann's anders sein, das Volk ist entartet!“ murmelte er grollend.

Sie zeigte den Brief. „Er fand sich in der Zeitung verkramt. Poststempel Brüssel . . .“

„Ich habe ihn wohl bemerkt, allein ich erkannte die Hand, welche die Aufschrift machte. Ich les' ihn nicht . . .“

„Ich kenne sie auch,“ sagte Felice, „eben darum sollten Sie ihn lesen . . .“

„Ich will nicht, ich kenne die Person nicht!“ rief er heftig.

„So werde ich's thun!“ sagte sie kühn und erbrach den Brief.

„Meinetwegen — das ändert meinen Entschluß nicht, — sie ist todt für mich.“

Felice las indeß; dann sprach sie über den Tisch: „Sie ist endlich aus Paris entwichen. Girard hat sie verlassen, ist Franctireur-Oberst in den Vogesen

geworden; sie ist von Brüssel auf dem Wege hierher, arm, verlassen, gebeugt, gestraft, gedemüthigt, — bittet Sie um Verzeihung!"

„Ha, Verzeihung!" murrte er durch die Zähne. „Ich habe sie nun erkannt ..."

„Ich erkannte sie längst und vergebe ihr doch!" warf Felice ein.

„Ich bin kein Weib! Laß das!" rief er. „Was lasest Du von dem bankerotten Girard?"

„Er ist Franctireuroberst und zwar hier!"

„Hört ich doch schon so Etwas ..."

Doch Theuring hielt ein. Was war das? ... Ein Schuß fiel, noch einer mitten in der Kolonie. Er fuhr an's Fenster, da sah er auf dem Schnee zahlreiche bewaffnete Gestalten wandeln. Man umstellte das Beamtenhaus, wo die Kasse und die Bureaus waren.

Er wollte nach seinem Schlafzimmer eilen, wo seine Waffe über dem Bett hing, allein die Thüren gingen auf und von zwei Seiten traten ihm die Franctireurs entgegen, von der einen trat Girard in seiner Nationalgardenuniform, wie er ihn in Paris gesehen, nur verwilderter, aufgeregter ent-

gegen, gefolgt von wilden Gestalten mit vorgehaltenem Gewehr.

„Greift ihn! bindet ihn!“ kommandirte Girard, „der ist der verkappte Preuße, der Verräther! Ich gebe ihn Euch!“

Die Franctireurs stürzten sich auf den alten Mann, zogen Stricke hervor, banden ihm die Hände auf den Rücken.

„Ha! Verräther! Betrüger! Entführer! Entsetzlicher Verbrecher!“ würgte Theuring heraus.

Allein der kommissarische Oberst der Republik lachte höchst insolent und sagte:

„Revanche, Monsieur! Erinnern Sie sich nicht der 100,000 Francs Wechsel?“

„Soll ich ihm den Mund stopfen, indem ich ihm den Schädel einschlage?“ fragte ein vierschrötiger Geselle roher.

„Nein, dazu ist's später Zeit, wenn wir Gericht über ihn halten,“ rief Girard. „Jetzt steckt ihm ein Tuch in die Rachenhöhle, denn wir wollen erst sehen, ob wir auch seine Schätze finden, sonst müssen wir ihn peinigen, bis er's gesteht. — Aber was heißt das? Greift Ihr die Dame da nicht?“ rief er einigen Anderen zu.

Allein Felice hatte einen Dolch aus ihrem Kleide gezogen: sie schwang ihn, der Stahl blitzte: „Der Erste, der mich berührt, ist des Todes!“ rief das schöne Mädchen mit funkelndem Auge.

Die Angreifer stutzten; Einer zog den Hahn seines Gewehrs, legte an und wollte schießen, allein er ließ ab, denn schon sah er, wie ein anderer Cumpan aus der offenen Thür des dunklen Nebenzimmers sacht hervorschleichend hinter dem harmlosen Mädchen Posto faßte, mit blitzschnellem katzenartigen Sprung und Griff den Arm festhielt, dessen Hand den Dolch zückte, so daß sich das edle Mädchen umsonst wehrte, und ebenso gefesselt wurde.

„Seht Euch vor,“ spöttelte Girard, „sie ist heimtückisch wie eine Katze; habt Ihr ihr die Kralle entwunden, so beißt sie Euch wohl, statt zu küssen!“

Die ganze Gesellschaft lachte, denn dieser Pariser Gaminton verfehlte auf diese Gesellen nie seine Wirkung.

„Aber sie ist verteufelt hübsch!“ rief Einer seiner sogenannten Hauptleute, der einen musternden Blick auf sie warf.

„Hübsch?“ ironisirte Girard, „aber kalt wie ein

Meerweib, eine verbissene Deutsche und giftig, wie eine Schlange!"

„Das macht mich neugierig," lachte der Andere und er zog das gebundene Mädchen, das namenlosen Schmerz in den Mienen tragend, willig folgte, das schöne dunkle Auge glanzlos gesenkt, an das Licht. Mit frech lachenden Augen sah er in das bleiche Angesicht; er wollte ihren Blick sehen, hob ihr das Kinn empor und faßte sie dabei um den Leib. Da pfiff plötzlich ihr Athem und der freche Mensch empfing von ihrem Fuß einen Stoß vor den Leib, daß er selbst zurücktaumelte und sie losließ.

Die Gesellschaft lachte noch toller. „Herr Girard," rief sie finster, „lassen Sie mich tödten, aber beschimpfen Sie mich nicht! . . ." Doch in demselben Augenblick rief die leider zu zart besaitete Seele laut und erhaben, wie eine Verzückte: „Welche Harmonie des Weltalls! . . ." Und brach in jenes konvulsivische Lachen aus.

„Was ist das?" fragten stutzig werdend selbst die wilden Gemüther.

„Ei nichts!" witzelte Girard, „das ist eine Aeußerung ihrer Weisheit, die Dame ist eine Philosophin."

Indessen sah der Oberst den komfortablen Theetisch servirt stehen und den Mann der beleckten Kultur muthete der Anblick heimisch an; er setzte sich daher mit seinen beiden Begleitern breit und gemüthlich zum Mahl, sie legten die Revolver vor sich auf den Tisch, sich des brodelnden Thee's, des Aufgeschnittenen bedienend und dazwischen Befehle ertheilend.

„Da liegen die deutschen Zeitungen und die Independance Belge," sagte Einer. Er las die Depeschen über Belfort. „Hiernach soll sich Werder immer noch halten!" warf er bedenklich hin.

„Dummes Zeug!" rief Girard. „Wenn doch erst diese antifranzösischen Blätter einmal die Wahrheit sagten! Ich weiß es, das Werdersche Corps ist verloren, dafür hat der alte Garibaldi gesorgt. Diesmal ist's sicher, in acht Tagen ist ganz Elsaß und Lothringen rein gefegt."

„Hier ist's nicht übel!" lästerte der Dritte.

„Wenn unsere Garibaldianer gesiegt haben und die Preußen zum Teufel getrieben sind, dann sollte der Gambetta diese Etablissements, die doch so ein preußischer Spion nicht behalten kann, uns geben; haha!"

„Weit gefehlt!" rief der Zweite. „Unser Herr Oberst hat die nächste Anwartschaft, wenn das Recueil konfiszirt oder herrenloses Gut wird; stoßt an! Es lebe die Herrin dieses Schlosses, die unserem Oberst schon längst gehört! Hahaha!"

So witzelten frivol diese Burschen, indem sie mit den gefüllten Rumgläsern des Theetisches anstießen, während der gebundene Fabrikherr dies Alles mit anhören mußte.

Indessen meldete ein Franctireur, der von drüben aus dem Beamtenhause geschickt war, wo man ebenfalls alles Personal gebunden hatte, was nicht entflohen war, ziemlich mißvergnügt, daß Alles im Beamtenhause durchsucht sei, daß die Hauptkasse erbrochen, in ihr aber nur 2000 Thaler und noch dazu nur in preußischen Kassenscheinen gefunden worden wären.

„Das wäre verteufelt wenig!" entgegnete der Oberst. „Sucht nur Alles genau durch, erbrecht hier alle Schränke, es muß mehr Geld da sein. Hier im Hause stecken auch noch allerlei Schmuck- und Werthsachen. Aber erst laßt mich wieder einmal menschlich essen. Wir haben Zeit . . ."

Es war dies etwa gegen 9 Uhr Abends, als es

geschah. Sorglos hatten die Franctireurs ihre Waffen überall in die Ecken gestellt und spürten emsig nach Beute umher. Sie hatten, keines Ueberfalls gewärtig und an keine Disziplin gewöhnt, nicht einmal Wachen ausgestellt, — als Hauptmann von Hellengau mit seiner Abtheilung eiligen Schrittes anrückte. Sie kamen unbemerkt bis zum Schloß, stachen hier stumm die Wache nieder, während eine zweite seitwärts entfloh. Er postirte die meisten seiner Leute unter der halboffenen Veranda, während er mit Weinhold und sechs Mann durch den Vorsaal schritt und dann die Thür zu dem erleuchteten Zimmer öffnete, in dem sich die Drei am Theetisch befanden.

Ein Moment unbeschreiblichen gegenseitigen Anblicks! . . . .

Im Angesicht der preußischen Uniformen sprangen die Drei auf und griffen nach ihren Revolvern. Als der Hauptmann mit dem gezückten Degen dem Oberst nahte, hatte dieser den Revolver erhoben und Ernst von Hellengau sank getroffen darnieder, während Weinhold in demselben Moment das Gewehr abdrückte und den Oberst sofort niederschoß. Auch der Kampf mit den beiden Andern war kurz, sie

schossen, verwundeten einen Soldaten am Arm, während sie selbst, getroffen und niedergestoßen, sich in ihrem Blute wälzten.

Auch draußen war der Kampf kurz, preußische Uniform und — feige Flucht der Franzosen war Regel. Sie zerstoben. Weinhold entfesselte unter grimmigen Erstaunensausrufen die beiden Gefesselten, und Felice kniete unter heißen Thränen an der Seite ihres schwerverwundeten Geliebten, der den schändlichen Schuß seitwärts rechts im Unterleib empfangen.

11. Kapitel.

„Es ist Zeit!"

Am Tage darauf konferirten drei Aerzte stunden=lang in einem Zimmer des Schlosses Recueil. Im Vorsaale ging der alte gebeugte Herr des Schlosses auf und ab, horchte auf die Stimmen darin, von denen, so lebhaft sie auch sprachen, doch nichts zu verstehen war. Oft wollte er die Thür öffnen und legte die Hand auf den Drücker; allein immer zog er sie wieder zurück, als ob er von der Entscheidung dieses Tribunals den eigenen Urtheilsspruch über Leben und Tod zu erwarten hätte.

„O mein Gott, was wollt' ich geben, wenn er wieder genäse! Dreimal verwünscht für immer sei

dies Franzosenthum, das nur noch Anarchie und Raub und Mord kennt. O wie bin ich getäuscht und betrogen worden! Ist nicht Alles, Alles in diesem Land jetzt Lüge, Rohheit, Falschheit, Verbrechen? . . ."

Ein Wagen fuhr vor; er hörte nicht darauf. Eine schwarz gekleidete Dame trat in den Salon. Sie kam gebeugt, furchtsam, — er sah nicht auf.

„Theuring," rief sie und nahte sich ihm, „bester Theuring, — kannst Du mir vergeben?"

Bei dem Klang dieser Stimme erwachte Theuring aus seinen Gedanken, er blickte empor, — blickte in das bleiche abgezehrte Angesicht seiner Frau . . . . Finster und unwillig zogen sich die gewaltigen Furchen des Greisengesichts zusammen, sie wurden wie Schlangen lebendig.

„Unglückliche, geh' Deines Weges," rief er, „ich kenne Dich nicht, tritt nie wieder in den meinen! Ha, Du sollst den Hallunken Deiner Anbetung sehen, der auf meinem Leichnam heut vielleicht mit Dir die Hochzeit gefeiert hätte . . . Kamst Du etwa darum hierher?"

„O nein Gott, was redet er?" rief sie klagend.

„Ja, komm mit mir!" befahl er, und sie folgte

seinem eiligen Schritt auf den Hof, in die Wagenremise. Sein Hofhund war durch die angelehnte Thür geschlüpft und leckte hier Blut. Er stieß den Hund mit heftigem Fußtritt hinaus: „Pfui, Griffon!“ zürnte er, „ein Tropfen von diesem Schurkenblut in Deinen Adern, und Dein Temperament wäre vergiftet.“

Er schlug das Packleinen zurück, das über die Leichen gedeckt war und — der todte Girard, von Blut befleckt, gräßlich verzerrt, starrte der Sünderin entgegen.

„Da, ... Dein Nationalgardist, Dein Franctireur, Dein Abgott!“ lachte er voll Hohn.

„Ich habe gefehlt, ich wurde getäuscht; vergieb mir, mein Gatte!“ wimmerte sie, sie sank nieder und wollte seine Kniee umfassen.

Er aber wandte sich. „Geh, Elende, störe hier den Schmerz nicht, der in diesem Hause um Leben und Tod kämpft. Da, — steig wieder auf Deinen Wagen, geh in ein Stift, geh wohin Du willst, nur fort von hier! Hier ist weder Zeit, noch Erbarmen für Dich!“

Er ließ sie stehen und eilte zurück in's Haus. Und sie, vom Gewicht dieses Urtels beladen, — die

stolze hochfahrende Frau, die einstige Herrin in diesen Räumen, wagte sie nicht wieder zu betreten. Sie stieg auf den Wagen und fuhr in ein Stift.

In einem andern Zimmer des Schlosses lag bewußtlos in schwerem Fieber der Hauptmann von Hellengau. Zu seinen Füßen saß die Mutter desselben, die greise Matrone mit dem weichen, verklärten Blick, die so ihr geliebtestes Kind wiederfand! ... Zu seinem Haupte lauschte die schöne bleiche Felice, das Bild der vollendeten Trauer, der Lebensverwundung.

„So glücklich bis jetzt hatte ihn die Hand des Himmels bewahrt; o Gott, Dein Rathschluß ist unerforschlich!“ seufzte die Matrone.

„O wär' er gar nicht gekommen, hätte er uns gar nicht errettet. Was soll mir dies Leben, wenn er ...“ Felice sprach das Schlußwort nicht aus, sondern verhüllte sich.

„Kind, hadre nicht so! Er that seine Pflicht. Hören wir erst, was die Aerzte sagen!“

„Ich wage nichts, hoffe nichts! Ha! Ich sollte nur einmal vom Geschick eine Gunst erhoffen? Mein ganzes Leben beweist's, daß sich von jeder Hoffnung gewiß das Gegentheil erfüllte!“

„Ich vergesse in solchen Fällen nie," sagte die Baronin in ihrer himmlischen Ergebung, „daß ich beten muß: Herr, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!"

Das Gespräch wurde unterbrochen, die Aerzte kamen herein, auch Theuring folgte mit kummervoller ängstlicher Miene.

„Meine Lieben," begann der älteste Sanitätsrath, „unsere gründliche Konsultation besagt, der Kranke ist bedenklich schwer verwundet. Der einzige Beweis, daß nichts von den Verdauungswerkzeugen im Innern verletzt ist, und daß die Kugel im Durchgang diese nur gestreift haben mag, ist sein jetziger schmerzloser Zustand, der als günstiges Zeichen zu deuten ist. Hiernach kann die Wunde, wenn auch langweilig, ausheilen."

„Gott sei Dank!" rief der alte Theuring.

„Der Himmel füge es so!" die Mutter.

„Sie hoffen es, aber Sie wissen es nicht!" rief Felice. „Sie hintergehen uns, um uns zu trösten! das ist Doktorenweisheit; das ist die rosige Tünche auf den Irrthum, Leben genannt! . . . das graue Pflaster auf der Wunde der Unerbittlichkeit! Gehen Sie!" rief sie im leidenschaftlichen Affekt,

„ich will mit ihm sterben! Ich mag diese elende Harmonie nicht mehr, die wie ein Schlag an einen zersprungenen Topf klingt! haha! . . . . Und die Aerzte waren staunende Zeugen des unheimlichen vervösen Gewaltausbruchs, dem die so vielfach im Leben geängstete, zartbesaitete Seele Felicens wieder unterlag . . .

Sie sahen bedeutsam sich untereinander an, dann nahmen sie den Vater bei Seite und sagten: „Sie haben noch einen ebenso bedenklichen Kranken im Hause, das ist Ihre Tochter, ihre Nerven sind verstimmt. Dies krampfhafte Lachen! . . .

„O ich weiß es," antwortete Jener dringend, „Sie müssen den Verwundeten gesund machen, sonst fürchte ich für sie — und ich muß immer an ihre Mutter denken!"

Und die Aerzte horchten und fragten nach dieser Mutter, fragten Theuring nach Felicen hin und her und hielten noch einmal langen Rath.

So vergingen mehrere Tage, die Doctoren kamen und gingen, der Kranke lag in demselben bewußtlosen Zustande. Dieses Gleichbleiben ward fort und fort für die beste Hoffnung angesehen, Felice bekam heimlich Morphium über Morphium, sie

sollte schlafen, allein sie wurde aufgeregter und nervöser, denn je. — Sie saß, stundenlang in den Erinnerungsblättern ihrer Liebe, in Briefen, Gedichten, Tagebüchern stöbernd, immer in der Nähe des Kranken, redend und flüsternd mit ihm, obschon er nicht hörte, — sie glich oft einem Kind, das seinen irren lieblichen Phantasien plaudernd nachgeht . . .

Es war am Tage des 29. Januar. Paris war übergeben, der Waffenstillstand geschlossen, der verheerende Krieg war beendet, der Friede gesichert, — die ganze Welt athmete wieder freudig hoffnungsvoll auf . . .

„Heut erwacht er, er wird reden, sein Geist kehrt wieder in den Körper!" sagte Felice mit einem Male ganz bestimmt. Sie schickte zum Pfarrer nach Emmerdingen und ließ ihn holen. „Heut ist's Zeit, heut soll er den Bund endlich schließen, den der erste Kriegstag so grausam getrennt. Es ist Zeit!" schloß sie feierlich.

Niemand wagte dem Mädchen zu widersprechen. Der Fabrikherr ging gebeugt und trostlos umher, die tagelange Ungewißheit nagte zerstörend an seinem Willen, er wagte weder zu hoffen, noch zu fürchten.

— Felice ließ sich ankleiden; sie hatte ihre Hochzeitsgewande von damals noch sorglich verwahrt, jede Stecknadel derselben war wie geweiht von ihr aufgehoben worden.

Sie trat wieder ganz mit ihrem Sinne in das gewöhnliche Leben ein; die kleinsten Dinge ihrer Toilette nahmen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Und zuweilen murmelte sie bald lauter, bald leiser, wie von süßer poetischer Stimmung bewegt:

Mein Auge sieht die Blumen und Gestalten,
Doch nichts davon hängt meinen Sinnen an:
Ich kann von keinem Ding ein Bild behalten,
Als nur Dein Bild, Dein Bild Du süßer Mann!

Dann hielt sie plötzlich an, als besänne sie sich und seufzte: „Ach, ach, daß ich immer den Schluß nicht finden kann!"

So stand sie bald festlich gekleidet, den reichen Demantenschmuck im Haar, stand vor dem Spiegel das schöne Mädchen, lebensvoll angehaucht von der Stimmung, herrlich voll Geist und Seelengröße, wie nur je ein Weib aus der Hand der Natur hervorgegangen!"

... Als ob es das allergrößte Räthsel dieses Daseins wäre, daß die idealste Vollendung der

Menschen-Individualität dem Wurm der Zerstörung am ehesten verfällt? . . . Ja, ja drei Viertel Irrthum und höchstens ein Viertel Weisheit, das scheint die handfesteste und beste Legirung für die Lebenspotenz zu sein, jedes Mehr vom ächten Metall macht zu weiche Komposition, taugt nicht, — taugt nicht . . .

Doch still . . . Felice trat geschmückt mit dem Brautkranz in's Krankenzimmer und — als hätte die feine Ahnung der seelischen Harmonie zwischen den Liebenden genau Zeit und Stunde gewußt: der Kranke schlug die Augen auf, er erwachte und rief leise:

„Wo bin ich?“ Er sah die lächelnde Geliebte: „Meine Felice!“ rief er und streckte seine Arme ihr entgegen.

„Bei mir, Ernst, mein Geliebter!“ antwortete sie zärtlich. „Besinnst Du Dich?“

„O, Alles liegt weit, weit hinter mir, Felice! Ich war längst nicht mehr, jeder Schein war fort, Ruhe war um mich, Frieden — und ich sah nur Dein Engelsangesicht, — wie war mir so leicht so wohl! Ich kehre auch gern zurück! . . .“

„Ja, ja, Du kommst nur wieder in der Treue

Deiner Seele, um mich zu holen," lächelte sie, „darum habe ich den Pfarrer bestellt, er soll mich und Dich für ewig verbinden!"

„Das ist herrlich! O meine Braut, wie schön Du bist!" flüsterte er. Seine Augen umfingen die anmuthige Gestalt mit der reinen losgelösten Lust des Anschauens. Sie beugte sich zu ihm hinab, küßte ihm den Mund und er strich mit der Hand leise ihr Haar und ihr Gesicht.

„O, die Geschmeide, — das Erbstück Deiner Mutter," flüsterte er dabei, „Marschal war also vernünftig?"

„Es ist Zeit!" sagte sie feierlich und ließ den Pfarrer rufen. Die Mutter kam, Theuring kam.

Sie faßte seine Hand, legte sie auf ihr Herz. Stumm saß sie und hörte die heiligen Worte. Er lächelte und blickte mit unverwandtem Auge auf seine Geliebte. Als die Ringe gewechselt wurden und das feierliche „Ja!" erklang, brach der alte Theuring in ein heftiges Schluchzen aus, — es klang, als ob auch bei ihm der Muth zum Leben zerbräche . . .

Der Pfarrer sprach den Segen, die Feier war beendet. Die Liebenden kosten und plauderten leise,

unbekümmert um Raum und Zeit, in alten Erinnerungen mehrere Stunden.

Theuring, aus dem Erwachen des Kranken zum Bewußtsein, Hoffnung schöpfend, drang in den anwesenden Arzt, daß er Felicen entferne oder zum Schweigen bringe, um dem Kranken Ruhe zu gönnen.

Allein dem Arzt ahnte nichts Gutes aus dem Erwachen des Kranken, er gab ihn bereits auf und sagte deshalb lakonisch: „Warum? . . . Auch Sie können sich gefaßt machen, denn es können dies seine letzten Stunden sein!“

Ein wilder Schrei entfuhr dem alten Mann. Er stürzte ins Zimmer.

Felice saß und rezitirte selig lächelnd die Worte:

„Mein Auge sieht die Blumen und Gestalten,
Doch nichts davon hängt meinen Sinnen an.
Ich kann von keinem Ding ein Bild behalten,
Als nur Dein Bild, Dein Bild, Du süßer Mann!“

Dann fiel sie klagend, gleich dem schrillen Aufschrei einer Dissonanz, die ein Lied unterbricht, in den Ausruf:

„Ach, ach, ich kann den Schluß nicht finden!“

Ernst aber lag schon erschöpft, halb träumend;

er lächelte während der Anhörung dieser Strophen; er kannte diese sehr wohl, streckte die Hände empor und wollte fortfahren, das Sonnet zu ergänzen:

„Irr ist mein Sinn, und wird . . .“

„Das ist's, das ist's!“ rief Felice. Aber der Kranke ließ die Hände sinken, die Stimme versagte ihm, er . . . war in Bewußtlosigkeit versunken.

. . . .

Theuring blickte, Felice blickte auf das Bett.

Da war's still.

Ein Schrei Felicens, dann — ein Lachen . . .

Der Faden, der den logischen Zusammenhang der Dinge im Leben hält und bindet, war bei ihr zerrissen, eine Saite in dieser schönen Seele war zersprungen. Ihr Bewußtsein — war geschieden . . .

Sie war die schöne stille Wahnsinnige, die mir am Eingange dieser Erzählung in der Emmersburg begegnete, dieselben vier Zeilen rezitirend und so ängstlich nach dem Schluß fragend.

---

12. Kapitel.

Schluß.

Es waren drei Wochen nach meiner Hierherkunft vergangen. Ich befand mich auf dem Bahnhof von Saarbrücken, in Begleitung der Matrone, der Herrin von Emmersburg und des gebeugten, stillen Greises, der mir anfangs in den Gebüschen von Recueil begegnet, — des Fabrikherrn Theuring und jenes biederen Geistlichen, der mich damals empfangen. Bewegt und aufgeregt erwarteten wir den von Cöln avisirten Zug.

Derselbe kam und unter den Aussteigenden begrüßte auch ich meinen jungen, endlich genesenen Freund Ernst von Hellengau. Nach schmerzlicher

halbjähriger Kur war er von der gefährlichsten aller Unterleibs-Verwundungen vollständig geheilt. Nur blasser und vergeistigter erschien er mir. Nach der herzlichsten Begrüßung blickte er befremdend über uns hin und fragte dann hastig: „Nun sagt mir endlich, wo ist meine Felice, warum ist sie nicht gekommen?"

Doch sei es mir gestattet, den Leser vorher über verschiedene Dinge aufzuklären.

Als der Kranke in jene tiefe Bewußtlosigkeit versank, waren die herbeigerufenen Aerzte selbst in Zweifel, ob der Faden gänzlich abgeschnitten sei, oder ob das Leben noch in diesem Körper weile? Nur sprach eine schwache Vermuthung dafür, daß ein derart schmerzloser und sanfter Uebergang von dem Sein in das Nichtsein bei einer so kräftigen Konstitution nicht wahrscheinlich sei, doch aber konnte ja der so furchtbare Wund-Starrkrampf eingetretrn sein, indem dieser sich der verwundeten inneren Theile bemächtigt. Schlaf, — Ohnmacht, — Tod sind an dieser Grenze schwer zu unterscheiden.

Bald indessen entdeckten die Aerzte noch Leben in ihm; die Ohnmacht, von der Aufregung des Sprechens bewirkt, ging wieder über in jenen be-

wußtlosen fieberhaften Zustand, der jede schwere Unterleibs-Verwundung kennzeichnet. Jene konnte zunächst ein Glück für den Kranken genannt werden, denn damit entging ihm der Anblick Felicens, die von dem stillen Wahnsinnn, der sich ihrer bemächtigt, trotz aller Versuche der Aerzte nicht wieder zu befreien war.

Um jeden Eindruck dieses neuen Unglücks zu vermeiden, wurde sie von dem Kranken getrennt, den sie, ohne auf eine Einrede zu hören, für todt hielt, und die alte Baronin mußte sie nach Emmersburg führen, während der Kranke weiter in Recueil verblieb. — Aber mit seiner Besserung ging es äußerst langsam von Statten, immer noch schien seine Lage hoffnungslos. Die Aerzte wurden aus allen Weltgegenden berufen. Die Revolverkugel steckte noch in der Wunde; offenbar hatte sie keinen inneren Theil der Verdauungsorgane verletzt, allein sie befand sich im Fleisch dahinter, und die bleibende Entzündung der Ganglien war die unvermeidliche Folge davon. Endlich blieb nichts weiter übrig, als daß er nach Köln gebracht wurde, wo er unter der Aufsicht eines der berühmtesten Aerzte dieser Stadt sich einer Operation unterwerfen mußte, bei der ihm

die Kugel im Bogen über das rechte Hüftbein herausgeschnitten wurde. Das Kunststück war gewagt, aber es gelang. Erst darnach schritt seine Heilung vorwärts, und — er wußte bis jetzt noch nichts von Felicens Zustand, denn man hatte ihm diesen aus Schonung — verborgen.

Jetzt war es nicht mehr zu vermeiden, er mußte von diesem Unglück unterrichtet werden. — Ein schmerzlicher Uebergang! — Er, der nun gesund war, wieder froh und hoffnungsreich in das Leben blickte, fand plötzlich, daß der beste Inhalt dieses Lebens, der diesem nur Werth verlieh, ihm verloren gegangen sein sollte ...

Wir übergehen die erschütternden Scenen ...

Ernst konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß doch noch bei seiner geliebten Felice Heilung möglich sei. Die Mutter wischte heimlich die Thränen von ihrem Auge, der Geistliche tröstete. Der alte gebeugte greise Theuring nur klagte: „Ach, Hellengau, wenn Sie das vermöchten, so wollt' ich mich über Alles hinwegsetzen, was hier seit Jahresfrist geschehen! ... Ach, wenn das Glück sie wieder zum Bewußtsein zurückriefe! Ihre böse Ohnmacht hat ihr den Verstand genommen."

„Oh,“ rief Ernst, „sie muß mich wieder erkennen, wenn sie mich leibhaftig wiedersieht! . . .“

„Der Wahnsinn besteht in dem plötzlichen Abriß der Kontinuation der Dinge, — wenn man den Zusammenhang wiederherstellen könnte! . . .“ meditirte ich.

„Sie haben Recht, wir müssen's versuchen!“ stimmte Ernst ein.

Diese Betrachtungen führten nachgerade zur Ausführung eines ganz eigenen Planes.

Felice durfte Ernst zunächst nicht sehen. Sie wurde nach Recueil gebracht.

Nach einigen Tagen wurde Alles so, wie es nur aus der Erinnerung zu ersinnen war, hergestellt, — ganz wie an jenem Tage, wo sie mit Ernst durch den Priester verbunden wurde. Stillschweigend wurde sie in die Brautgewänder gehüllt, mit den Geschmeiden geziert und sodann in das Krankenzimmer geführt, wo wiederum Ernst, scheinbar als Schwerverwundeter, sich hingebettet. Sie war etwas verwirrt, ihre Briefe und Angedenken standen auf dem Nipptisch, wie damals, — Ernst lag auf dem Lager mit geschlossenen Augen, — die Mutter saß



wieder am Fußende, Gebete lesend. Der Priester stand seitwärts . . . Stille herrschte.

Sie ging durch's Zimmer, griff nach den Angedenken, redete irre — und wie immer, fing sie auch endlich wieder an, jene vier Zeilen zu recitiren:

„Mein Auge sieht die Blumen und Gestalten,
Doch nichts davon hängt meinen Sinnen an;
Ich kann von keinem Ding ein Bild behalten,
Als nur Dein Bild, Dein Bild, Du süßer Mann!“

Dann kam der Schreck und ängstliche Ruf: „Ach, ach, ich kann den Schluß nicht finden!“

In demselben Moment richtete sich der gesunde Geliebte klar und leibhaftig empor, streckte die Hände ihr entgegen, sein Auge heftete sich auf das ihre und er rief:

„Irr' ist mein Sinn und wird nicht eh' gesunden,
Als bis mein Aug' Dich selber erst gefunden!“

„Das ist's, das ist's! Ernst? Bist Du's?“ rief das Mädchen angstvoll gepreßt, ihr sonst irrer Blick blieb fest auf ihn geheftet. Er sprang auf, verwandelt, in Gestalt und Kleidung vor ihr stehend, wie er an jenem Abend in seiner Hauptmannsuniform in Recueil eingetreten war, ehe ihn die Kugel niederwarf. Sie blickte auf ihn, es war, als ihr Auge größer und tiefer wurde, sie that einige

Schritte zu der Mutter hin, doch Ernst erreichte und umfing sie, dabei rief sie angstvoll: „O, Mutter, Mutter, — sein Geist!“

„Nein, ich bin's selber, Dein Ernst!“ rief ihr Geliebter und suchte sie zu küssen.

„Mein Gott, welch' ein Traum!“ seufzte sie und faßte nach ihrer Stirn.

„Gott im Himmel sei Dank! Der Traum geht vorüber, das Leben erwacht!“ jauchzte Ernst und küßte die Willenlose, die sich um seinen Hals klammerte.

Dann zuckte sie auf, wendete den Kopf zurück, faßte mit beiden Händen ihres Geliebten Haupt, sah mit ihren großen Augen in seine Augen und sagte nachdenklich: „O mein Ernst, ich weiß es nicht, doch ich sehe plötzlich: Du bist's! Ich will von nun an das Leben ertragen lernen, denn schlimmer ist der Traum, der hinter mir liegt — als das Erwachen! . . .“

Wir sahen, ich und der greise Theuring, der denkwürdigen Scene aus der halbgeöffneten Thüre zu . . . und das Weitere möge der geneigte Leser sich selber denken.

Druck von Robert Hüttig in Berlin







